Gesunde Naturen.

Gesunde Naturen.

Roman

von

Otto Buchwald.

Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1871.

Vierling'sche Buchdruckerei (L. Wildner) in Görlitz.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Baron hatte sich diesmal in der Stärke seiner Körperkonstitution geirrt. Die Anfälle hatten sich erneuert, und die Herbeiziehung eines Arztes war ihm selbst als nöthig erschienen, obwol er sich lange dagegen gesträubt hatte. Denn er beurtheilte nach der Unentbehrlichkeit eines Arztes die Ungefährlichkeit seines Zustandes und trug Bedenken, gleichsam selbst einzugestehen, daß ihm seine Krankheit beängstigend erschien. Die alte Susanne hatte er seit jenem ersten Anfall nicht mehr rufen lassen; der lindernde Thee war ihm bis zum Eintreffen des Arztes von dem Bedienten bereitet worden. Schon zwei Tage hütete der Baron das Bett, ohne daß eine Besserung oder Verschlimmerung seines Zustandes eingetreten war, als der Majoratserbe den Besuch des Herrn von Moisch erhielt.

Schon vor seinem Eintreffen hatte der Baron Wilhelm eine Rührigkeit an den Tag gelegt, welche seine sonstige Schlaffheit nicht erwarten ließ. Er hatte bei dem Oberförster sich nach den besten Plätzen für den Rehanstand erkundigt, sich von dem Vorhandensein derjenigen Weinsorten, welche Herr von Moisch liebte, in eigener Person überzeugt, einige Spiele frischer Karten beschafft und auch den jungen Herrn von Fromhügel und dessen Kameraden in Kenntniß gesetzt, daß demnächst ein kleiner Tempel nach militärischem Geschmack im Tarnauer Schlosse errichtet werden solle; kurz, er hatte für alles Sorge getragen, wovon er sich einige Unterhaltung des liebenswürdigen Freundes versprach.

Herr von Moisch hatte den Majoratserben nur kurz begrüßt und sich sofort in das für ihn bestimmte Zimmer zurückgezogen, um seine Toilette in Ordnung zu bringen. Während Wilhelm die Vorrichtungen zu einem vortrefflichen Frühstück überwachte, stand sein Gast vor dem Spiegel, musterte noch einmal den Fall seines kräftigen schwarzen Bartes und den mit vieler Kunstfertigkeit hergestellten, glänzenden Scheitel und begann sich die Fingernägel zu putzen. Herr von Moisch war eine hübsche Erscheinung, nur erregte er jederzeit die Vermuthung, daß er zu Pferde sitze. Die Stellung der Beine machte den Eindruck, als ob er

die Bügel fühle; die Hände konnte man kaum anders denken, als mit Zügeln; der an die Brust angepreßte Oberarm schien eine Reitgerte zu fordern, ja selbst auf seinen Lippen schien ein aufmunternder Pfiff zu schweben; er war ein Reiter vom Kopf bis zur Sohle, auch wenn er die Stulpenstiefeln ausgezogen hatte, was diesmal ausnahmsweise der Fall war.

„Mein Freund Wilhelm", sagte der Reiter, während er seine Nägel verschönerte, „sieht sehr derangirt aus, und ich fürchte, er wird seine Freunde, vor allen mich, grausam enttäuschen und nicht erst in den Besitz des Majorates gelangen. Ein unverantwortlicher Leichtsinn, bei seinen Aussichten ventre à terre der Grube zuzujagen und den Alten noch um einige Längen zu schlagen. Aber das wüthete und wüstete, als ob einmal Mangel an Champagner und Balletdamen oder gar der Weltuntergang eintreten könnte! Dann soll mit Landluft und Kuhmilch wieder gut gemacht werden, was der Dunst des Spielklubbs und der Champagner verschuldet haben. Aber Wilhelm war immer ein Mensch ohne praktische Moral und bedachte nie, daß er seinem Körper nicht so viel zumuthen dürfte, als Andere!"

Bei den letzten Worten betrachtete er seine kräftige Figur mit großem Wolbehagen im Spiegel.

„Eine sonderbare Marotte“, fuhr er fort, „mich hierher einzuladen, gerade mich! Der Gegensatz zwischen uns muß ihn doch unfehlbar überzeugen, daß er sich nicht mehr lange im Sattel halten wird. Er ist ein verlorener Mann, und es wird Zeit, daß man für die vielen langweiligen Stunden, welche man schon mit ihm verbracht hat und noch verbringen wird, sich schadlos zu halten bedacht ist.“

Mit diesem ehrenwerthen Entschluß verließ der Reiter seine Stube und begab sich zu Baron Wilhelm, welcher bereits des Freundes am Frühstücktische harrte.

„Zum Teufel, Moisch, was lassen Sie mich lange warten!“ rief der Majoratserbe dem Eintretenden mit der Stimme eines Mannes zu, der überzeugt ist, seinen Gast über Erwarten trefflich zu traktiren. „Ist es nicht genug, daß ich mich langweile, wenn Sie nicht da sind, und muß ich mich gleich in der ersten Stunde Ihrer Anwesenheit über Vernachlässigung beklagen? Ich glaube gar, Sie haben für unsere ländlichen Schönen Toilette gemacht. Im Schloß, Moisch, ist nichts für Sie — was generis feminini ist, gehört schon in die Steinperiode, eine Beschränkung, die sich mein Vater als Buße für frühere Zeiten auferlegt.“

„Es ist doch“, nahm Herr von Moisch das Wort,

„nicht etwa auch im Dorf ein amerikanischer Frauenmangel?"

„Hören Sie, alter Junge, das hat Alles einen viel zu naturwüchsigen und gesunden Geschmack, um an Ihnen und mir Gefallen zu finden!" sagte der junge Baron und begleitete seine Worte mit lautem Gelächter. „Wozu haben Sie sich also geputzt? Um mir zu gefallen oder um sich selbst zu gefallen? Mir gefallen Sie meist, vorausgesetzt, daß Sie mich unterhalten, sich selbst immer, und Sie haben Grund dazu."

„So lassen Sie mich doch zu Worte kommen, Baron!" rief Herr von Moisch.

„Lassen Sie uns lieber zum Essen kommen! Setzt Euch hierher, Moisch, und laßt Euch Speise und Trank munden. Bordeaux, Rheinwein oder Champagner?"

„Alles nach einander, wenn es Euch gefällt, vorausgesetzt, Ihr habt nicht die Absicht, das Frühstück schon nach einer Stunde zu beendigen. Wie Ihr wißt, liebe ich lange Mahlzeiten und kurze Predigten!"

„Also Bordeaux?"

Der Baron, welcher alle Lebensgeister zum Empfange seines Freundes zusammengerafft hatte, um den trostlosen Verfall, den er sich selbst nicht völlig verhehlen konnte, zu verdecken, goß ein und sagte:

„Es ist Schade, Moisch, daß Ihr mein Gast seid; wir könnten sonst um die erste Flasche würfeln oder lanzknechten. Von all' derartigen nützlichen Dingen ist ein ganzes Arsenal vorhanden, nicht ohne Rücksicht auf Euch."

„Ich danke Euch für die vortreffliche Kenntniß meines bewunderungswürdigen Charakters. Den Wein würdet Ihr übrigens voraussichtlich verlieren, in jedem Falle aber bezahlen. Wie steht's mit meinem Konto in Eurem Notizbuche?"

„O, es ist nicht der Rede werth!" entgegnete der Baron. „Ihr habt übrigens einen viel zu gesunden Schlaf, um Euch durch den Ameisenhaufen von kleinen Ziffern in meinem Taschenbuch irgendwie beunruhigen zu lassen."

„Das hat seine Richtigkeit!" sagte der Reiter und machte einem neuen Glase Wein den Garaus. Es folgte nun eine längere Unterhaltung über beiderseitige Freunde, beliebte Tänzerinnen und hoffnungsvolle Rennpferde, ein Gespräch, welches der völlig interesselose Baron mehr aus Gefälligkeit gegen seinen Gast, als aus eigener Neigung festhielt. Nachdem dieser Stoff erschöpft und man bis zum Champagner gelangt war, bei dessen Genuß die Aufopferungsfähigkeit des Herrn von Moisch sogar einen heroischen Charakter

anzunehmen pflegte, hielt es der Baron Wilhelm für zeitgemäß, den Reiter über den Zweck der Einladung aufzuklären.

„Seid Ihr jetzt fähig", fragte der Baron, „von Karten, Frauenzimmern und Pferden Eure Gedanken abzulenken, dem Champagner nur einen Theil Eurer Aufmerksamkeit zu widmen und meinen Worten Euer wolgeformtes Ohr zu leihen?"

„Ja!" entgegnete der Gefragte, nachdem er rasch einige Gläser Champagner hinuntergestürzt hatte. „Aber macht's kurz! ich könnte sonst nicht dafür einstehen, daß meine zur Trockenheit neigende Kehle nicht einer Anfeuchtung bedürfte."

„Sie wissen, Moisch", sagte der Baron, indem er den scherzhaften Ton fallen ließ, „daß ich mich nie der Zuneigung meines Vaters zu erfreuen hatte, ja, daß er im Gegentheil geradezu eine Art Widerwillen gegen mich besitzt."

„Das ist ziemlich gleichgiltig, wenn Familienbestimmungen existiren, welche die pekuniären Nachtheile, die mit einer derartigen Abneigung verbunden sein können, aufheben", bemerkte der Reiter ziemlich trocken.

„Seit wann dieser Widerwille datirt", fuhr der Andere fort, ohne auf die Bemerkung des gefühl-

vollen Freundes zu achten, „ist mir nicht erinnerlich, ich glaube jedoch, daß sie aus meiner frühesten Kindheit stammt. Mein Vater, als der Erstgeborene, heirathete nach dem Wunsche seiner Eltern eine vornehme Dame, für welche er nie Liebe empfunden hat. Die Abneigung gegen sie übertrug sich auch auf mich. Ich meinerseits habe schon als Knabe eine Art instinktiven Unbehagens in seiner Nähe verspürt und mir nie sonderliche Mühe gegeben, seine Liebe zu erringen."

„Was Teufel konnte ein so unnatürlicher Vater an Ihnen aussetzen, Baron?" rief Herr von Moisch und entkorkte eine neue Flasche Champagner. „Ihr seid doch sonst ein Bursche, mit dem man gern zusammentrinkt."

„Daß ich der Sohn meiner Mutter war. Außerdem fand er, daß ich schläfrig und matt, mit einem Wort, kein Kramsdorff wäre", erwiderte der Majoratserbe, indem er verächtlich lächelte.

„Er hätte Euch im Odeon sehen sollen, wenn unsere schönen Freundinnen vom Ballet eine Extravorstellung gaben, oder wenn Ihr die Bank hieltet! Euer Rabenvater ist krank, höre ich!"

Der Baron nickte und fuhr fort:

„Alle väterliche Liebe wurde meinem Stiefbruder

und meiner Stiefschwester zu Theil, deren Mutter mein Vater nach einigen Verirrungen des Blutes zärtlich und treu geliebt hat. Meine Geschwister liebt er abgöttisch, ich selbst bin ihm nur der Majoratserbe."

„Das ist genug für Sie, Baron! Das Uebrige kann Ihnen gleichgiltig sein. Mit der Aussicht auf ein so prächtiges Majorat, wie Tarnau, würde ich weder nach väterlicher, noch nach mütterlicher Liebe viel fragen. Ihr seid ein Gemüthsmensch, Baron, zu Eurem Unglück!"

Der Baron lachte.

„Laßt jetzt Eure Späße, Moisch!" sagte er. „Die Abneigung meines Vaters bringt mich in größere Verlegenheit, als Ihr denkt. Mein mütterliches Erbtheil ist in alle Winde gegangen, mein Vater hat ohnehin nicht geringe Summen zahlen müssen, und die paar tausend Thaler, welche Sie mir so freundlich waren zu verschaffen, sind noch nicht bezahlt. Wovon sollen sie gedeckt werden?"

Herr von Moisch schlürfte bedächtig ein Glas Wein und sagte ebenso bedächtig:

„Das ist Ihre Sorge, mein Lieber. Ihr Vater wird die Schuld ohne Weiteres bezahlen, und das Unangenehme der Beichte ist das Einzige, was Sie

auf sich nehmen müssen. Für Euren Leichtsinn, Baron, wahrhaftig eine gelinde Strafe.“

„Lassen Sie jetzt einmal Ihre Späße bei Seite!“ versetzte der Majoratserbe verdrießlich. „Die Sache hat eine sehr unangenehme Seite. Mein Vater wird die Schuld bezahlen, wie manche andere; aber er macht seine Drohung wahr, mich im Testament unter Kuratel zu stellen.“

„Es ist dies ein unangenehmer Ausnahmefall, an welchen ich nicht gedacht hatte!“ rief der Reiter wirklich erschrocken. Er schien ganz vergessen zu haben, daß er noch kurze Zeit vorher der Ansicht gewesen war, der Sohn werde den Vater schwerlich überleben.

„Sie sehen“, sagte der Baron matt, „daß ich auf keinen Fall mich an meinen Vater wenden darf, wenn ich nicht nach seinem Tode mit gebundenen Händen und Füßen dastehen will.“

„Wie viel giebt Ihnen Ihr Vater jährlich, Baron?“ fragte nach einiger Ueberlegung Herr von Moisch.

„Zweitausend Thaler! Allein die brauche ich für meine Person, und sie reichen nicht einmal aus!“

„Sie bleiben noch einige Zeit in Tarnau?“

„Bis ich mich erholt habe!“

„Während der Zeit können Sie sparen!“

„Ich sparen? sind Sie verrückt, Moisch? denken Sie denn, daß mich meine kleinen Zerstreuungen hier kein Geld kosten — sehen Sie sich dort die Kartenspiele an! Nein, Moisch, ich muß das Geld borgen und zwar gegen Zinsen, zahlbar in Raten, nachdem ich das Majorat angetreten. Mein Vater ist bedenklich krank, der Arzt schüttelt den Kopf —"

„Für Sie ein hoffnungsreiches Zeichen!" setzte der Reiter hinzu. „Aber wissen Sie einen Mann, der so viel Kapital und Herz besitzt, um gegen mäßigen Zinsfuß Ihnen die dreitausend Thaler — so viel sind's wol? — zu leihen? Sie wissen am besten, ich selbst habe keinen Kredit, wenn ich auch im Stande bin, Freunden, die eine gute Sicherheit bieten, Geld zu verschaffen. Diesmal bin ich in der That rathlos, denn die ergiebigsten Quellen sind bereits von anderen guten Freunden in Anspruch genommen worden, und der Termin, welchen Sie stellen, ist so weit, daß keins der Kinder Israel darauf eingeht."

„Martern Sie Ihr Gehirn nicht unnöthig!" unterbrach ihn der Baron. „Der Mann ist aufgefunden, es kommt nur darauf an, daß wir sein Geld erhalten."

„Wen haben Sie auf's Korn genommen?" fragte Herr von Moisch.

„Den alten Herrn von Fromhügel!“ erwiderte der Majoratserbe.

Mit Mühe unterdrückte Herr von Moisch ein Lächeln bei dieser Aeußerung, welche seiner Ansicht nach eine fast knabenhafte Unkenntniß der Menschen verrieth. Er konnte sich keine Vorstellung machen, worauf der junge Baron seine Hoffnung stützte; gleichwol hatte er Gründe, seine Bedenken nicht verlauten zu lassen. Er schwieg daher und deutete durch gespannte Aufmerksamkeit an, daß er von Seiten des jungen Barons genauere Auslassungen erwarte.

„Herr von Fromhügel“, sagte der Erbe, „ist zwar eine geldzähe Natur, aber er hat auch seine Stellen, wo er zu fassen ist. Ich weiß, daß er sich mit Projekten trägt, für welche er meinen Vater zu gewinnen gedenkt; — worin sie bestehen, könnte man heut Abend leicht von Mischblut erfahren. Die Krankheit meines Vaters könnte dem Alten sehr bedenklich dargestellt werden, man könnte ihn meiner Geneigtheit versichern und ihn auf diese Weise födern. Der junge Fromhügel macht sich sehr um meine Schwester, ohne bei meinem Vater die geringste Aussicht auf Erfolg zu haben — auch das ist ein Punkt, um den Anker auszuwerfen. Es kommt nur darauf an, daß die Angelegenheit geschickt in die Hand ge-

nommen wird. Ihr besitzt die nöthige Unverschämtheit, lieber Moisch, um es mit dem alten Geldsack aufzunehmen, und Ihr wißt, es ist Euch immer etwas Anständiges geblieben bei den Geschäften, welche Ihr für mich in's Reine gebracht habt."

So gering, als sein verlebter junger Freund, schätzte Herr von Moisch die Schwierigkeiten allerdings nicht; allein er gehörte nicht zu den Leuten, die ein Unternehmen, aus welchem Gewinn zu schöpfen ist, ohne die sorgsamste Prüfung als unmöglich fallen lassen; und diesmal hatte er ganz besondere Veranlassung, die Anleihe des jungen Barons zu ermöglichen. Wenn er daher auch dem Baron das geringe Vertrauen, welches er zu diesem Auskunftsmittel hegte, nicht verhehlte, so hatte er doch in seinem Innern längst den Entschluß gefaßt, auf irgend eine Weise das Geschäft zu Stande zu bringen. Unter dem Vorwande, daß er augenblicklich durch den Champagner zu angegriffen sei, um über die Angelegenheit sich klar werden zu können, machte er diesem Gespräch ein Ende, und nachdem er noch mit dem Baron die Anordnungen für den Abend verabredet und die letzte Flasche geleert, zog er sich auf sein Zimmer zurück, angeblich, um ein wenig auszuruhen, in Wirklichkeit aber, um über den Plan gegen Herrn von Fromhügel nachzudenken.

Herr von Moisch, ein Mann, welcher in einem vielbewegten Leben sich mannigfache Menschenkenntniß erworben, theilte die Sterblichen in zwei Klassen ein: in solche, von welchen er keinen Nutzen hatte, und in solche, von welchen sein Talent mit Anstand den nöthigen Tribut erheben konnte. Nur mit denjenigen wissenschaftlichen Kenntnissen, welche allenfalls zum Tragen der Epauletten genügen, auf einer sogenannten Fähnrichpresse nothdürftig ausgerüstet, hatte er seit dem Tage, an welchem er die Uniform wegen vieler Schulden — der Majoratserbe hatte seinem Vater wolweislich einen löblicheren Grund angegeben — ausziehen mußte, das Dasein einer Schmarotzerpflanze geführt und seine begüterten Kameraden unter verschiedenen Formen zur Bestreitung seines nicht gerade kargen Lebensunterhaltes herangezogen. Dabei verfuhr er keineswegs engherzig. Er ritt ihnen nicht blos Pferde gegen ein kleines Honorar zu und vermittelte gegen bescheidene Gebühren die Käufe und Verkäufe von Pferden und Hunden, sondern er ersparte auch in echt humaner und freundschaftlicher Weise seinen Bekannten den unangenehmen und herabwürdigenden Verkehr mit jener für die meisten Kavaliere leider so unentbehrlichen Menschensorte, welche gegen Wechsel Geld verborgt. An dem oft schreienden Misver-

hältniß zwischen der geliehenen und zurückgezahlten Summe war er nicht ganz unbetheiligt, denn jene geldverleihenden Biedermänner pflegten von vornherein auf die kleine Vergütigung, welche sie dem Unterhändler bei der Zurückzahlung der Schuld zu verabfolgen sich verpflichtet hatten, Rücksicht zu nehmen. Und da kein vernünftiger Mensch ein Schaf nur auf einer Seite scheert, Herr von Moisch aber sich zu den vernunftbegabten Menschen rechnete, so pflegte er auch von seinen Freunden sich sofort seine Liebesdienste in Gestalt einer Anleihe, welche er kaltblütig vergaß und nie zurückerstattete, bezahlen zu lassen.

Diese kleinen Agentengeschäfte, welche ihm die aus Verlegenheiten befreiten Freunde billiger Weise nicht verargten, ermöglichten ihm eine ziemlich bequeme Existenz und erzeugten in ihm eine gewisse Anhänglichkeit an diejenigen, welche oft Geld nöthig hatten und die Höhe der geschriebenen Summe mit der wirklich gezahlten zu vergleichen zu anständig waren. Aus diesem Grunde hatte er keinen besseren, d. h. nützlicheren Freund, als den Baron Wilhelm von Kramsdorff, welcher ihm nicht blos die Geldgeschäfte, sondern auch den Ankauf von Schmuckgegenständen und anderen Geschenken für gefällige Tänzerinnen und gefühlvolle Soubretten überließ.

Die unangenehme Aussicht, eines so liebenswürdigen Bekannten durch den schnöden Sensenmann vielleicht bald beraubt zu werden, erfüllte ihn mit einigem Schmerz, allein er war eine zu starke Natur, um sich dieser weichlichen Empfindung lange hinzugeben. Er sagte sich, daß, wie in allen Lebensverhältnissen an die Stelle eines vom Schauplatz der Welt Verschwundenen ein Anderer zu treten pflegt, auch ihm der Majoratserbe ersetzt werden würde. In der kurzen Zeit, welche er dem verlebten Freunde noch zumaß, war voraussichtlich mit demselben kein glänzendes Geschäft mehr zu machen; es kam ihm daher nur darauf an, das schwebende zu seinem Vortheil zu erledigen, ohne Rücksicht, ob der junge Baron damit zufrieden war oder nicht. An der erwähnten Summe hatte er noch einen erklecklichen Antheil, der ihm bei der Rückzahlung zufiel — die Summe mußte also beschafft werden, auch wenn der kranke Freund dadurch in noch schlimmere Verlegenheit gerieth. Nicht umsonst hatte ihm der Baron freie Hand gelassen; er nahm sich vor, das Geld zu beschaffen und so rücksichtslos zu verfahren, als es die Umstände erheischen würden.

Daß von dem alten Herrn von Fromhügel nichts zu erwarten war, sagte er sich ohne Hehl; er wußte zu gut, daß ein Geschäftsmann von seiner Besonnen-

heit und Ruhe nicht durch so schwankende Aussichten, wie sie der Majoratserbe eröffnen konnte, zur Verabfolgung der bedeutenden Summe zu bewegen sein würde. Ein günstigeres Resultat war jedoch von dem jungen Fromhügel zu erwarten. Der Lieutenant prunkte gern mit dem Reichthum seines Vaters und den ihm selbst zu Gebote stehenden Mitteln und schlug aus Eitelkeit seinen in Geldverlegenheit befindlichen Freunden selten seine Hilfe ab, obwol er hinterher sehr oft mit seinem Vater deswegen unliebsame Auseinandersetzungen hatte. Um so mehr war in diesem Falle, wo seine offen ausgesprochene Neigung zu der Tochter des Majoratsherrn in's Spiel kam, seine Willfährigkeit zu der beabsichtigten Anleihe zu erwarten.

Während Herr von Moisch lang ausgestreckt auf dem weichen Sopha lag und behaglich den Rauch seiner Cigarre in die Luft blies, zog er in Gedanken, wie eine Spinne, die Fäden, in welchen sich Herr von Fromhügel der Jüngere fangen sollte. Er legte sich den Plan nach allen Seiten zurecht, und wie ein geschickter Schachspieler, welcher die Gegenzüge sorgfältig erwägt, zog er auch die möglichen Ausflüchte in Betracht und widerlegte beredt die Einwürfe, die er selbst gemacht hätte, wenn er der junge Herr von Fromhügel gewesen wäre.

Als er diese Aufgabe zu seiner eigenen Zufriedenheit beeendigt hatte, begab er sich allein — der Majoratserbe verschlief die Anstrengungen des Frühstücks — nach dem Hof, um den Pferdestall und seine Bewohner einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Denn theils fühlte er das Bedürfniß, sich durch Bewegung in frischer Luft neuen Appetit für den Abend zu verschaffen, theils wollte er auch sehen, ob für die Zeit seines kurzen Aufenthaltes von den Reitpferden einiges Vergnügen zu erwarten war.

Nachdem er seine Prüfung beendet und sich durch mehrfache beifällige Aeußerungen über den Zustand der Rosse die Zuneigung des Stallknechts erworben, bemerkte er, in die Thür tretend, Tiefenbach, welcher neben einigen rübenbeladenen, zur Abfahrt bereiten Wagen stand. Herr von Moisch erkundigte sich bei dem Stallknecht nach dem jungen Mann und lenkte, mit der Auskunft zufrieden, seine Schritte langsam auf denselben zu, wie ein Mann, der sich augenblicklich nichts vorzunehmen weiß und zufrieden ist, Jemand gefunden zu haben, mit welchem er in Ermangelung eines Besseren sich die Langeweile verplaudern kann.

Mit liebenswürdiger Ungezwungenheit, welche Herrn von Moisch, sobald er keine Epauletten in der Nähe erblickte und von den Trägern stolzer Namen fern war,

zu Gebote stand, machte er sich mit Tiefenbach bekannt und knüpfte mit ihm ein Gespräch über den bedenklichen Zustand des Barons und den vortrefflichen Zustand des Tarnauer Majorats an.

Die Wagen waren nach Mangwitz abgefahren, und die jungen Männer wandelten langsam im Hof auf und ab, bis endlich der Doktor Miene machte, sich nach seinem Zimmer in dem Inspektorhause zu begeben.

Herr von Moisch hatte, während er mit Tiefenbach auf- und abwandelte, einen Einfall gehabt, der ihm äußerst zweckmäßig vorkam. Er kannte nur den jungen Fromhügel, nicht dessen Kameraden, die Herrn von Rohr und von Hagen, welche ebenfalls für den Abend ihre Anwesenheit zugesagt hatten. Da er Herrn von Fromhügel unbemerkt von seinen Kameraden zu bearbeiten sich vorgenommen, dem Majoratserben aber die Fähigkeit nicht zutraute, inzwischen die Aufmerksamkeit der beiden Offiziere abzulenken, schien es ihm geeignet, den jungen Mann zur Gesellschaft heranzuziehen. In seinem Dünkel glaubte er, der Doktor werde die ihm widerfahrene Ehre durch Aufbietung seiner gesellschaftlichen Talente aufwiegen. Er sagte daher:

„Mein Freund, der Baron Wilhelm, giebt heut eine kleine Abendgesellschaft. Es sind mehrere Offi=

ziere, deren Bekanntschaft Sie sicherlich schon gemacht haben, zugegen" — er nannte die Namen — „und wir würden uns freuen, wenn wir Sie in unserer Mitte begrüßen könnten. Sie haben ja sicherlich den Abend nichts Besonderes vor — machen Sie uns die Freude!"

Dem Doktor kam diese Einladung sehr überraschend, denn er hatte bei einem zufälligen Zusammentreffen mit dem Majoratserben die geringschätzigste Nichtbeachtung von dessen Seite erfahren.

„Hat Ihnen der junge Herr Baron diese Einladung an mich aufgetragen?" fragte er.

„Nein!" antwortete der Reiter. „Allein er billigt meine Dispositionen vollkommen und wird mir sogar Dank wissen; denn er hätte Sie ohne Zweifel aufgefordert, wenn er von Ihrer Anwesenheit gewußt hätte."

Diese nicht gerade geschickte Ausrede bewies dem Doktor, daß sein neuer Bekannter ganz auf eigene Faust und aus irgend einem Grunde ihn einlud; daß der Majoratserbe es nie gethan haben und die Einladung im höchsten Grade misbilligen würde, davon war er überzeugt.

„Ich bin Ihnen für Ihre Freundlichkeit sehr verbunden, Herr von Moisch", versetzte er kühl, „allein

es ist gegen meine Grundsätze, Einladungen anzunehmen, welche nicht von dem Wirth selbst ausgehen."

Herr von Moisch biß sich auf die Lippen.

„Auch bezweifle ich sehr, daß ich in den Kreis passe, welchen der junge Baron von Kramsdorff um sich versammelt", setzte der Doktor hinzu.

Diese Bescheidenheit — denn für eine solche nahm sie der Reiter — war geeignet, die vorhergegangene, etwas beißende Bemerkung vergessen zu machen. Zwar hatte Herr von Moisch keinen Augenblick den Abstand zwischen dem Freundeskreise des jungen Barons und dem Fabrikdirigenten vergessen; aber er war in Rücksicht auf den Vortheil, welchen die Anwesenheit Tiefenbachs ihm bei Ausführung seines Planes gewährte, höflich genug, ihn als gleichgestellt gelten zu lassen.

„Ich kann Sie versichern, Herr Doktor", sagte er, „daß Sie keinen Grund haben werden, sich in unserem Kreise zurückgesetzt zu fühlen. Ich fürchte, auch bei Ihnen einem Vorurtheile zu begegnen, welches so oft, aber mit Unrecht, junge Leute von Adel und Offiziere trifft."

Tiefenbach begriff, wie sehr Herr von Moisch den Sinn seiner Worte misverstanden; er wußte nicht, ob er lachen oder sich über die Unverschämtheit

desselben ärgern sollte; bald jedoch gewann sein Stolz die Herrschaft über den Aerger, und er sagte vornehm und mit einem Ausdruck von Ueberlegenheit:

„Keineswegs, Herr von Moisch. Ich fürchte, Sie haben mich falsch verstanden. Die Herren sind mir bis auf Herrn von Fromhügel, den ich nur sehr flüchtig kennen zu lernen das Glück hatte, sämmtlich unbekannt, und ich glaube nicht, daß meine Anwesenheit zur Belebung der Unterhaltung, welche unter so genau bekannten jungen Männern immer etwas ausschließlich" — er betonte dieses Wort besonders — „zu sein pflegt, wesentlich beitragen würde. Aus diesem Grunde würde ich auch die Einladung des jungen Barons abgelehnt haben."

Er verbeugte sich nach diesen Worten höflich gegen Herrn von Moisch und begab sich in sein Zimmer. Und während der adlige Industrieritter, verdrießlich über die bürgerliche Beschränktheit, die seinen Plan durchkreuzt hatte, dem Schloß zuschritt, lachte der unbekannte Träger eines stolzen Namens über den hochfahrenden Dünkel, welcher den Baron Wilhelm und seinen edlen Freundeskreis beseelte.

Zweites Kapitel.

Obwol der junge Baron sich durch einen längeren Schlaf für die Freuden des Abends gestärkt hatte, machte er doch keineswegs den Eindruck, als ob er Gäste empfangen wollte. Seine Schlaffheit und Theilnahmlosigkeit trat offen zu Tage, und Herr von Moisch, der ihm sonst wol nur einen verächtlichen oder höchstens mitleidigen Blick gegönnt hätte, betrachtete ihn in Rücksicht auf seinen Plan mit offenbarem Aerger. Er fragte sich, ob er wol, selbst wenn er nicht mehr Verstand, als der junge Herr von Fromhügel, besäße, angesichts eines so verfallenen Körpers sich zu einem Geschäft, wie das beabsichtigte, verstehen würde, und er mußte sich die Frage mit „Nein" beantworten. Nur blinder Leichtsinn konnte an einen Majoratsantritt des Todeskandidaten denken, und wenn den jungen Herrn von Fromhügel die Leidenschaft für die junge Baroneß nicht völlig verblendete, so hatte Herr von Moisch die

Fäden, in welchen der Lieutenant gefangen werden sollte, vergeblich gesponnen. Dies Alles sagte sich der Reiter, während er eine Bowle braute und den Spieltisch in Ordnung brachte. Inzwischen tändelte der Majoratserbe mit einem Hühnerhund und einem Affenpinscher, eine Beschäftigung, welcher er täglich mehrere Stunden widmete. Ueber diesem Spiel bemerkte er nicht den Verdruß seines Freundes.

„Macht die Bowle etwas kräftig, Moisch", rief er dem Reiter zu, der eben das Gebräu kostete, „damit unsere Freunde, besonders Herr von Fromhügel, bald in die gewünschte Stimmung kommen."

„Den Herrn von Fromhügel nehme ich auf mich!" erwiderte Herr von Moisch. „Werden Sie aber auch im Stande sein, Baron, die beiden anderen Offiziere mit Ihrer Unterhaltung im Schach zu halten? Ich hatte die Absicht, Ihnen Succurs zu verschaffen."

Und nun erzählte er seine Absicht, den Doktor Tiefenbach einzuladen, verhehlte aber den wahren Grund der Ablehnung und gab als Ursache Geschäftsarbeiten an.

„Wissen Sie, lieber Moisch", sagte der Baron, „ich finde, daß Sie mich sehr bevormunden und dabei nicht einmal die Rücksicht auf mich nehmen, welche ich doch auf jeden Fall von meinen Freunden erwarten

kann. Wie konnten Sie diesem Doktor Tiefenbach, welchen ich nur gelegentlich einmal gesehen und mir vorstellen zu lassen keine Neigung verspürte, die Ehre einer solchen freundschaftlichen Einladung zu Theil werden lassen? Ich werde, wenn ich ihm wieder begegne, jederzeit ein Gefühl verlegener Scham empfinden, und das verdanke ich Ihnen!"

Der Reiter entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, die andern beiden Offiziere genügend zu beschäftigen, während er selbst mit dem Lieutenant von Fromhügel unterhandelte.

„Selbst die triftigsten Gründe", wandte Baron Wilhelm übelgelaunt ein, „rechtfertigen Ihr Verfahren nicht. Leute von seiner Stellung gehören nicht in unsere Gesellschaft, und wenn ich auch von mir selbst absehen wollte, so bin ich doch dem Herrn von Fromhügel und seinen Kameraden, die eine solche Einladung sehr übel vermerken würden, Rücksicht schuldig."

„Was ereifert Ihr Euch, Baron?" entgegnete Herr von Moisch auf die erregte Auslassung seines Freundes in scherzhaften Tone. „Er kommt ja nicht! Und von dem Verdachte allzu cordialer Herablassung seid Ihr frei. Denn ich gab mir bereits die Ehre, Euch zu berichten, daß ich dem Doktor Tie-

fenbach auf seine Frage, ob die Einladung von Euch ausginge, geantwortet, ich thäte es auf eigene Faust."

„Aber Sie haben doch hinzugesetzt", widersprach der Majoratserbe, „ich würde mit dieser Aufforderung einverstanden sein, und das stellt mich blos!"

„Dann zeigt Euch bei der nächsten Gelegenheit, wo Ihr ihn zu Gesicht bekommt, im vollen Habit Eurer vornehmen Kälte, und er wird nicht daran zweifeln, daß ich mich einer kleinen Fälschung schuldig gemacht!"

Nach dieser etwas verdrießlichen Aeußerung summte der Reiter ein Lied vor sich hin, nahm ein Spiel gebrauchter Karten zur Hand und fing an, für sich probeweise zu hazardiren. Der Majoratserbe aber kraute mit dem Blick eines Halbbeleidigten, Halbversöhnten abwechselnd seine beiden Hunde. Es trat ein längeres Stillschweigen ein. Der Reiter verfolgte mit so gespanntem Interesse, als ob es sich um Tausende handele, den Fall der Karten, der junge Baron ließ seine Finger unermüdlich auf dem Fell der Lieblinge herumarbeiten. Wer keine Ahnung davon hatte, daß zwischen den beiden Verbündeten eine kleine Misstimmung obwaltete, hätte vermuthen können, daß Einer den Andern in seiner Arbeit nicht stören wolle. Sie mochten ungefähr eine Viertelstunde lautlos dagesessen haben, und eben wollte Herr von Moisch die Bemerkung

machen, daß Zehn und Dame stets unglücklich für ihn fielen, und er daher nicht auf dieselben setzen werde, als der Bediente des alten Barons eintrat und den Majoratserben ersuchte, zu seinem Vater zu kommen.

Die Aufforderung kam dem jungen Manne, der während der Krankheit seinen Vater nicht gesehen und sich nur durch den Bedienten nach dessen Befinden hatte erkundigen lassen, sehr ungelegen. Er hatte sich in die Pläne seines Freundes so hineingelebt, daß er selbst an dem bevorstehenden Ableben seines Vaters nicht zweifelte, und es war ihm daher peinlich, äußerlich den Anstand gegen den ihm völlig gleichgiltigen Vater wahren und den unangenehmen Gang an das Lager des Dahinsterbenden machen zu müssen.

So schlimm, als der liebevolle Sohn sich vorgestellt hatte, stand es nun mit dem alten Baron freilich nicht, obwol er sich in der kurzen Zeit merklich verändert hatte. Allein die von dem Arzt dringend anbefohlene Ruhe und die namentlich kräftigen Naturen oft innewohnende Furcht, daß, wenn sie das Bett hüten müssen, der Tod nicht mehr fern sei, hatten ihn offenbar mehr mitgenommen, als die Krankheit selbst. Durch die quälenden Gedanken einer ängstlichen Phantasie war das Krankheitsgefühl des Barons über Gebühr erhöht worden.

Als der Baron Wilhelm in das Krankenzimmer eintrat, saß der Majoratsherr im Bette und erwiderte frostig den Gruß des Sohnes.

„Wie ich höre, Wilhelm“, sagte er kühl, „hast Du für heut' Abend ein Trinkgelage veranstaltet und einige Freunde dazu eingeladen.“

„Ich hoffe doch, daß Dich dies nicht stören wird, Papa!“ erwiderte der Erbe, welcher entfernt vom Vater auf dem Sopha Platz genommen hatte.

„Dein Zimmer liegt auf dem andern Flügel“, sagte der Baron mit einem Anflug von Ironie, „und ich hoffe, daß Ihr weder so laut Eure Zoten singen, noch Euch beim Spiel so entzweien werdet, daß der Lärm bis zu mir dringt. Du hast diese kleine Festlichkeit zu Ehren des Herrn von Moisch veranstaltet?“

„Ja!“ erwiderte der Sohn. „Ich glaubte, daß es in der Ordnung sei, wenn ich einem Freunde einen kleinen Empfang bereitete.“

„Wie lange wird wol Herr von Moisch hier verweilen?“

„Ich denke, nicht zu lange. Er wird sich, wie ich fürchte, bald hier langweilen!“

„Das spricht einigermaßen für ihn, wenn auch nicht für Dich!“ sagte der Baron trocken. „Mir wäre es allerdings angenehm, wenn dieser Zustand recht

bald einträte, da ich Virginie aufgefordert habe, mich zu besuchen und ich ihr die Gelegenheit ersparen möchte, kennen zu lernen, wie und womit sich junge Kavaliere zu ergötzen pflegen."

„Ich denke, Papa", sagte der Majoratserbe, welchen die beißenden Worte des Alten aus seiner Gleichgiltigkeit aufstachelten, „daß eine derartige Rücksicht für ein Kind, wie Virginie, von mir zu fordern, unbillig ist. Warum soll ich mich ihretwegen in meinen Vergnügungen beeinträchtigen lassen?"

„Weil ich es wünsche, und in diesen Räumen zunächst mein Wille noch maßgebend ist!" versetzte der Baron bestimmt. „Uebrigens bin ich bis jetzt der Meinung gewesen, Du habest Dich hierher zurückgezogen, um Deine mehr als angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, nicht, um das liederliche Leben der Garnison mit leichtsinnigen Freunden fortzusetzen. Ich erwarte ganz bestimmt, daß Du während Virginiens Anwesenheit meinen Willen respektirst."

„Deine Auslassungen", entgegnete der Sohn, „würden mich verletzen, wenn ich nicht bereits daran gewöhnt wäre, mich von Dir Guido und Virginien gegenüber zurückgesetzt zu sehen."

„Hier handelt es sich um keine Zurücksetzung!" versetzte der Baron bestimmt. „Wenn es Dir wenig

Bedenken erregt, Vergnügungen zu fröhnen, welche Gift für Deine Gesundheit sind, so kann ich nichts dagegen thun; denn Du bist alt genug, um beurtheilen zu können, was Dir nützt und was Dir schadet. Aber es ist meine Pflicht, Virginien vor Berührungen zu bewahren, welche Gift für ihre reine, unverdorbene Seele sind."

„Und diese Gefahr droht ihr aus dem gelegentlichen Zusammentreffen mit meinen Freunden?" fragte der Erbe mit einem leisen Anflug von Gereiztheit. „Du sagst mir mit diesem Urtheil über meine Bekannten keine Schmeichelei."

„Dazu scheint auch die Zeit wenig geeignet zu sein! Du weißt, ich thue nichts ohne guten Grund, Wilhelm!" erwiderte der Baron ruhig.

„Deine herbe Beurtheilung meiner Bekannten", versetzte Baron Wilhelm, „widerspricht diesem Grundsatz; denn sie beruht mehr auf Vorurtheil, als auf triftigen Gründen. Herrn von Moisch kennst Du nicht, und Deine Ansicht über ihn ist mehr, als ungerecht. Und was hast Du an Rohr, Hagen und besonders dem jungen Fromhügel auszusetzen?"

„Nichts, als daß sie keine passende Gesellschaft für ein junges Mädchen sind, welchem man ein gelegentliches Schamerröthen ersparen will!" antwortete

der Baron. „Dies gilt insbesondere von dem jungen Fromhügel, welcher in der ganzen Gegend einen solchen Leumund genießt, daß selbst seine innigsten Freunde Anstand nehmen müßten, ihn mit ihren Schwestern bekannt zu machen."

„Papa, ich glaubte nicht, Du habest nach mir geschickt, um mich moralische Reflexionen und bissige Kritiken über meine Freunde anhören zu lassen", bemerkte der Majoratserbe, indem er durch unverhohlenes Gähnen seine Langeweile zu erkennen gab.

In dem Baron kochte der Aerger über die Unverschämtheit des Sohnes auf, aber er bezwang sich und sagte ruhig und leidenschaftslos:

„Dies war auch nicht mein Zweck; ich wollte nur den bestimmten Wunsch, den ich in Betreff des jungen Herrn von Fromhügel äußern muß, auch Dir gerechtfertigt erscheinen lassen. Da ich aber sehe, daß dies ziemlich vergeblich sein dürfte, so will ich von weiteren Versuchen abstehen und mir den Anblick Deiner gewohnten Aeußerungen von Langeweile ersparen, indem ich Dir unumwunden und bestimmt meinen Willen ausspreche. Der junge Herr von Fromhügel bemüht sich in einer Weise um Virginie, welche den Anschein hat, als ob er sich mit Hoffnungen auf ihre Hand trüge. Abgesehen davon, daß mir der Bankier selbst

die Anknüpfung verwandtschaftlicher Verhältnisse nicht wünschenswerth erscheinen läßt, würde ich doch, selbst wenn ich mit ihm auf's herzlichste befreundet wäre, seinem Sohne die Hand meiner Tochter auf's entschiedenste verweigern! Obschon ich hoffe, daß der Lieutenant bisher Virginien gleichgiltig geblieben ist, so droht doch die Möglichkeit, daß das gewandte Benehmen, welches er, wie alle Roué's, im Verkehr mit Frauen entwickelt, auf das jugendliche Herz Eindruck macht, und einen um so tieferen, je unverdorbener und reiner das Gemüth Virginiens ist. Dieser Möglichkeit will ich vorbeugen."

„Wir können ihm doch unser Haus nicht geradezu verbieten!" rief der Erbe.

„Das ist nicht nöthig!" sagte der Baron. „Es giebt Andeutungen, welche durchaus nicht ungebildet und doch nicht misszuverstehen sind. Fordere ihn nicht auf, seine Besuche so oft zu wiederholen. Ich sollte meinen, daß meine Krankheit einen völlig ausreichenden Grund abgiebt."

„Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen?" fragte Baron Wilhelm, als der Majoratsherr schwieg.

„Nichts, als daß Du durch einen kleinen Theil der zurückhaltenden Kälte, welche der junge Herr von Fromhügel bei mir nie vermißt hat, ihm den Entschluß,

seine Besuche während Virginiens Anwesenheit auszusetzen, erleichterst und dadurch meinen Wunsch erfüllst. Wenn Virginie wieder fort ist, und ich annehmen kann, daß seine Besuche ausschließlich Dir gelten, mag er so oft kommen, als er das Bedürfniß, Dich zu sehen, verspürt."

Nach diesen Worten legte sich der Baron in die Kissen, und der Majoratserbe verließ mit einem Gruße das Zimmer.

— — — — — — — — — —

Der Lieutenant von Fromhügel und seine Kameraden waren eingetroffen und gaben sich, dem Beispiel des Herrn von Moisch folgend, den Freuden des Mahles hin, während der junge Baron seine Verstimmung über das Zwiegespräch mit seinem Vater nicht völlig verbergen konnte und durchaus nicht den Eindruck eines heitern, in der Lust mit seinen Gästen wetteifernden Wirthes machte.

Herr von Fromhügel, an dessen Seite der Reiter Platz genommen, bemerkte ohngeachtet der Lebendigkeit, mit der er unterhalten wurde, die Niedergeschlagenheit des Freundes und sagte:

„Sie sehen übelgelaunt aus, Baron! Ich hoffe, daß dieser Zustand keinen andern Grund hat, als die

bedenkliche Krankheit Ihres Vaters. Steht es denn so schlimm mit ihm?"

„Ich fürchte, daß sein Zustand gefährlich ist!" entgegnete der Baron, welchen es unangenehm berührte, daß seine ärgerliche Stimmung bemerkt worden war.

„Es scheint allerdings die Möglichkeit nahe zu liegen", nahm Herr von Moisch das Gespräch auf, „daß Schloß Tarnau in unserem allverehrten Freunde, Baron Wilhelm, bald einen neuen Herrn erhält, und diese Mauern wieder das so langentbehrte frohe Treiben vergangener Jahre zu sehen bekommen. Für die Rennpferde, welche Sie dann wieder halten werden, Baron, biete ich Ihnen meine schwachen Fähigkeiten an."

„Denken wir nicht so weit, lieber Moisch!" versetzte der Angeredete in sentimentalem Tone. „Ich wage gar nicht an die traurige Möglichkeit zu denken."

„In den Jahren, in welchen Ihr Vater ist", sagte Herr von Moisch, „ist ein derartiges Ereigniß durchaus nichts Unnatürliches. Wenn die Väter nicht sterben wollten, wie schlimm sähe es dann mit den Erbschaften aus!"

„Mein Vater", bemerkte Herr von Fromhügel, „war sehr überrascht durch die Nachricht von der

plötzlichen und gefährlichen Erkrankung Ihres Vaters. Noch wenige Stunden vorher hatte er mit ihm wegen der Aktienfabrik eine längere Unterredung gehabt und ihn frisch und gesund verlassen — am nächsten Tage —"

„Wie steht es mit der Aktienfabrik?" unterbrach ihn der Majoratserbe rasch.

„Ihr Vater hat abgelehnt! Mein Vater ist auf den Ihrigen nicht gut zu sprechen!" entgegnete Herr von Fromhügel.

„Abgelehnt?" rief Baron Wilhelm mit erheucheltem Erstaunen.

„Am Tage nach seinem Besuch erhielt mein Alter den Brief — Ihr Vater muß ihn bald, nachdem ihn der meinige verlassen, geschrieben haben, und es liegt die Vermuthung nahe, daß der junge Mensch, welcher in der Mangwitzer Zuckerfabrik angestellt ist — heißt er nicht Tiefenbach? — den Entschluß des Majoratsherrn beeinflußt hat. Ihr Vater hat seine Theilnahme mit der Bemerkung versagt, daß das Unternehmen in Rücksicht auf die Fabrik des Assessors Kirsch seinen Beifall nicht finden könne."

„Die Ansichten über das, was nobel ist, sind verschieden", bemerkte der Baron. „Ich bin in diesem Punkte nicht so engherzig. Sollte, was ich beinahe fürchte, mein Vater die Ahnen in der Familiengruft

vermehren, so würde Ihr Vater in Tarnau geneigteres Gehör finden!"

„Ich fürchte, daß dies sehr bald eintreten dürfte — das heißt, ich fürchte es, was Ihren Vater anlangt", versetzte Herr von Moisch. „Die Thatsache, daß er Ihre Schwester kommen läßt, ist ein deutlicher Beweis, daß er sich selbst sehr unwol fühlt."

„Ihre Schwester kommt, Baron?" fragte Herr von Fromhügel lebhaft.

Der Majoratserbe nickte bejahend.

„Dann wird es Dein Falbe wieder böse haben, Konrad", rief Herr von Rohr.

„Und die schöne Jüdin wird wieder wie eine tollgewordene Katze spuken!" lachte Herr von Hagen.

„Und die hübsche Pastorstochter wird sich in Sehnsucht verzehren, mit einem Wort, Jüdinnen und Christinnen werden trauern!" fügte Herr von Rohr hinzu.

„Erröthen Sie nicht, Herr von Fromhügel!" bemerkte scherzhaft Herr von Moisch, als er sah, daß die Stichelreden der Kameraden dem jungen Offizier Verlegenheiten bereiteten. „Triumphe in der Liebe sind in jedem Fall beneidenswerth, ob sie im Salon oder auf der Wiese errungen werden. Erröthen Sie nicht!"

„Er erröthen?“ riefen die beiden andern Offiziere unter lautem Lachen, unbekümmert um die misbilligenden Blicke, welche ihnen Herr von Fromhügel zuwarf.

Herrn von Moisch entging der peinliche Zustand des jungen Mannes nicht, und er schloß mit Recht, daß die Erwähnungen dieser Verhältnisse in Gegenwart des Barons ihn unangenehm berührten. Theils um ihn von diesen Neckereien zu befreien, theils weil er glaubte, die Gelegenheit sei geeignet, um den Offizier für seinen Plan geneigt zu machen, ergriff Herr von Moisch das Glas und sagte:

„Meine Herren, wühlen Sie nicht mit gefühlloser Hand in den Lorbeeren unseres verehrten Freundes Fromhügel, welche selbst in getrocknetem oder halbverwelktem Zustande einen minder Beglückten, wie ich, mit rheinweinfarbenem Neide erfüllen oder mit Schmerz auf die entwichenen Jahre der reichhaarigen Jugend zurückblicken lassen könnten. Ergreifen Sie vielmehr das Glas und stoßen Sie mit mir auf das Wol des kostbaren Kleinods dieses Hauses, auf die mir leider noch unbekannte, schöne Schwester unseres gemeinschaftlichen Freundes an! Mögen die Tage, welche die Tarnauer Rose noch erwarten, an Sonnenschein die vergangenen noch übertreffen! — Von

Ihnen hängt dies ab, lieber Fromhügel", wandte er sich leise an seinen Nachbar.

Ein lauter Beifall folgte diesem Toast, zu welchem Herr von Moisch allen Vorrath von schön klingenden Phrasen verbraucht hatte, und man stieß lebhaft an. Keine Regung von Scham ergriff den Baron, als er mit diesen frivolen jungen Männern, welche sich ebenso leicht für eine gefällige Tänzerin hätten begeistern lassen, auf das Wol seiner Schwester trank. Mit liebenswürdigem Lächeln stieß er mit dem jungen Herrn von Fromhügel an, obwol ihm die Hoffnungsseligkeit desselben die bestimmten Worte seines Vaters wieder in's Gedächtniß rief. Herr von Fromhügel schwamm in einem Meer von Wonne und Dankbarkeit gegen den Reiter und gab dem letzteren Gefühl durch die Freundlichkeit, mit welcher er die Hand desselben unter dem Tisch preßte, Ausdruck. Herr von Moisch hatte bei dieser Freundschaftsäußerung die Empfindung, als ob ihm der Offizier dreitausend Thaler in Banknoten in die Hand drückte, und um noch öfter dieses selbst in der Einbildung wolthuende Gefühl sich zu verschaffen, nahm er wiederholt Gelegenheit, dem liebenden Jünger des Mars die Perspektive zu erweitern und bei verschiedenen besonders reizenden Aussichtspunkten mit ihm anzustoßen.

Das Mahl war beendet. Während ein Diener abräumte, und Baron Wilhelm Anstalten zur Eröffnung des Spiels und zur Fortsetzung des Trinkgelages traf, nöthigte Herr von Moisch den Lieutenant von Fromhügel in ein anstoßendes Zimmer, und nachdem er neben ihm Platz genommen hatte, begann er:

„Entschuldigen Sie, lieber Fromhügel, wenn ich einen nicht völlig passenden Ort und eine nicht ganz geeignete Zeit wähle, um eine Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen, welche mir auf dem Herzen liegt."

„Ich bitte sehr! Unter Freunden ist Ort und Zeit gleichgiltig!" versetzte der Lieutenant höflich.

„Ich nehme um so weniger Anstand", fuhr der Andere fort, „weil nicht mein Interesse in's Spiel kommt, sondern das unseres Freundes Wilhelm!"

„Es würde dies keinen Unterschied machen!" bemerkte Herr von Fromhügel zuvorkommend.

„Sie sind sehr liebenswürdig", entgegnete der Reiter. „Allein Baron Wilhelm, welcher heut Abend so freundschaftliche Gesinnungen für Sie an den Tag gelegt und bei der Bewerbung um seine Schwester sicherlich seinen Einfluß zu Ihren Gunsten geltend machen wird, darf eine kleine Gefälligkeit von Ihnen erwarten, während ich unbescheiden sein würde, wollte

ich einen ähnlichen Liebesdienst von Ihnen beanspruchen."

„O keineswegs, lieber Moisch!" versicherte der Lieutenant — er konnte es thun, denn er hatte noch keine Ahnung, worum es sich handele.

„Unser Freund", fuhr Herr von Moisch fort, „bedarf einer für seine Verhältnisse geringfügigen Summe, welche er ohne besondere Schwierigkeiten von seinem Vater erlangen könnte. Allein er nimmt in Anbetracht des bedenklichen Zustandes, in welchem sich der Majoratsherr befindet, Anstand, demselben seine Schuld mitzutheilen. Derartige kleine Beichten pflegen die Gemüther der Väter stets einigermaßen aufzuregen. Bei der fast zweifellosen Aussicht, daß das Majorat bald in die Hände unseres Freundes gelangt, wird eine solche Rücksicht sogar durch die Menschlichkeit gefordert."

Der Reiter machte eine kleine Pause, um abzuwarten, ob der Lieutenant eine entgegenkommende Aeußerung thun würde; Herr von Fromhügel jedoch schwieg diesmal still.

„Wie gesagt", fuhr Herr von Moisch fort, „die Summe ist gering — dreitausend Thaler. Sie, lieber Fromhügel, sind in der glücklichen Lage, einen Vater zu besitzen, dessen Noblesse gegen Sie allgemein be-

kannt ist. Sie können nicht in Abrede stellen, daß wenig junge Leute, selbst wenn ihre Väter so reich sind, wie der Ihrige, ebenso günstig situirt sind."

„Ich habe selbst zu oft die Kasse meines Vaters in Anspruch genommen!" sagte der Lieutenant. „Mein Vater ist zu sehr Geschäftsmann, um mir dreitausend Thaler in Gestalt eines Vorschusses zu geben. Er würde die Summe zahlen, wenn ich dieselbe als Schuld kontrahirt, freilich nicht so lammfromm, als Sie zu wähnen scheinen."

„Sie sollen das Geld auch nicht von Ihrem Vater erheben", entgegnete Herr von Moisch, „sondern nur vermöge Ihres Kredits, welchem der des jungen Barons nicht gleichkommt, ihm die Summe leihweise verschaffen. Gefahr ist nicht im mindesten vorhanden. Stirbt der alte Baron, so ist der neue Majoratsherr sofort im Stande, Ihnen die Summe zurückzuerstatten, und wird der Baron wider Erwarten gesund, so beichtet Wilhelm die kleine Schuld — und Sie erhalten das Geld zurück. Die Frage ist nur die, ob Sie im Stande sind, das Geld zu erhalten."

„Das ist nicht so schwer!" sagte der Lieutenant mit Selbstbewußtsein. „Es wäre mir nur höchst unangenehm, wenn ich schließlich doch — es können ja unvorhergesehene Umstände eintreten — meinen

Vater in die Lage brächte, für mich eintreten zu müssen."

„Selbst wenn dieser kaum denkbare Fall sich ereignen sollte", versetzte der Reiter, „so glaube ich doch nicht, daß Ihr Vater sehr zornig sein würde. Ihr Vater wünscht, so viel ich weiß, Ihre Verbindung mit der Kramsdorff'schen Familie — der junge Baron begünstigt dieses Projekt; Ihrem Vater liegt der Bau der Aktienfabrik am Herzen, der Majoratsherr hat das Unternehmen von der Hand gewiesen, der junge Baron ist demselben geneigt — dies sind insgesammt Momente, welche den Unwillen Ihres Vaters sehr mildern dürften. Sie verbrauchen das Geld nicht in Ihrem Interesse, sondern leihen es dem Baron, von welchem es im ungünstigsten Falle sofort zurückgefordert werden kann. Baron Wilhelm wird lieber in den sauren Apfel einer Beichte beißen, ehe er zugiebt, daß Sie Unannehmlichkeiten haben."

Der Lieutenant überlegte, und je mehr er überlegte, desto geneigter wurde er, auf die Wünsche des Barons einzugehen. Einmal kitzelte ihn die Eitelkeit, sich auch in diesem Fall als der glänzend gestellte Sohn eines reichen Mannes zu bewähren; sodann beruhigte ihn der Gedanke, sein Vater werde, falls er wirklich die Angelegenheit in's Reine bringen müßte,

mit einiger Genugthuung erfahren, daß der Tarnauer Majoratserbe die Gefälligkeit eines Fromhügel habe in Anspruch nehmen müssen, und werde ihm deshalb einen verdrießlichen Auftritt ersparen. Zugleich aber wünschte er sich auch die Dankbarkeit des jungen Barons und dessen Unterstützung in seinen Bewerbungen um die Hand der Baroneß zu sichern, denn daß der Majoratsherr von vornherein seinen Absichten wolwollend entgegenkommen würde, bezweifelte er nach dessen Verhalten ziemlich stark, und es war gut, wenigstens in dem Bruder einen Bundesgenossen gewonnen zu haben. Das schroffe Verhältniß zwischen Vater und Sohn war ihm unbekannt, sonst würde er sich wol trotzdem besonnen haben, auf die Vorschläge des Reiters einzugehen.

„Ich bedarf einiger Zeit“, sagte nach einer längeren Pause der Lieutenant. „Ich werde Urlaub nehmen und nach der Hauptstadt reisen. Vielleicht kann der Kassirer meines Vaters, welcher mir zuweilen aus der Verlegenheit geholfen, auch diesmal das Geld beschaffen. Es wäre dies schon wegen der Prozente wünschenswerth. Wann wird der Baron im Stande sein, das Geld spätestens zurückzuzahlen?“

„In einem halben Jahre, wenn es Ihnen recht

ist!" entgegnete Herr von Moisch, worauf der Lieutenant beifällig nickte.

Der Reiter hatte absichtlich den Termin nicht länger hinausgeschoben, denn er sagte sich, daß weder der junge Fromhügel, noch irgend ein Anderer die Bedingung, welche der Baron stellte, annehmen würde. Mochte der Baron sehen, wie er dann Rath schaffte, wenn der Vater nicht starb, oder Herr von Fromhügel die geeigneten Wege einschlagen, um zu seinem Gelde zu kommen, wenn inzwischen der junge Baron das Zeitliche segnete — er für sein Theil hatte sich vorgenommen, daß dies das letzte Geschäft mit dem Majoratserben sein sollte, und er war im Ganzen mit der Regelung desselben zufrieden.

Darauf kehrten Beide in das Gesellschaftszimmer zurück und gaben sich den Freuden des Abends, dem aufregenden Wechsel des Spiels und dem Genuß der trefflichen Bowle hin.

Inzwischen hatte in dem Krankenzimmer eine andere Unterredung stattgefunden. Bald nachdem der junge Baron seinen Vater verlassen, war der Letztere in einen unruhigen, von mannigfachen Träumen durchwebten Schlaf versunken. Rasch wechselten die Bilder: bald tummelte er sich als frischer Knabe in heiterer Eintracht mit seinem Bruder Ferdinand in

den schattigen Gängen des Parks, bald jagte er auf schäumendem Rosse mit dem lebenslustigen Bruder als kräftiger Jüngling dahin. Dann sah er sich am Altar neben einem ungeliebten Weib, dann wieder trat ihm die reizende Erzieherin seiner jungen Schwester entgegen, und ein glückseliges Lächeln, wie ein Sonnenstrahl der Jugend, flog über das Antlitz des Kranken. Bald aber wich es einem Schatten — sah er die liebreizende Gouvernante, von welcher ihn der Trauring am Finger für immer schied, im Arm des glücklichen Bruders, dessen Herz und Hand noch frei war? War das der Dämon der Eifersucht und des Neides, welcher aus den verzerrten Gesichtszügen schaute? Aber andere Bilder schiebt ihm der Traumgott vor die ruhelose Seele. Er sieht ein Buch, in welches der Bruder einige Zeilen an die schöne Minna geschrieben, — er ist in nächtlicher Stunde allein mit dem schönen Mädchen in ihrem entlegenen Zimmer, der ängstliche Schrei der Erschreckten erstirbt unter seinen feurigen Küssen, die schwache Jungfrau ist ohnmächtig der Gewalt des Leidenschaftlichen preisgegeben — da trifft ihn ein heftiger Schlag auf's Haupt, zwei feste Hände fassen seinen Leib, und sich umwendend, starrt er in das wuthverzerrte Antlitz seines Bruders, der mit übermenschlicher Kraft den aus dem

Rausch der Leidenschaft Erwachten aus dem Zimmer schleppt, — krachend fliegt die Thür in's Schloß —

Der Baron fuhr im Bett auf. Ging da nicht eben die Thür? Mit unruhigem Blick schaute sich der Kranke um, er sah nichts Ungewöhnliches. Die Lampe brannte, und die Taschenuhr auf dem Tisch neben dem Bette tickte einförmig. Er sah nach, wie spät es war — der Zeiger wies auf halb zehn. Als er sie zurücklegte, gewahrte er auf dem Tisch ein kleines Bild in einfachem Goldrahmen. Es war das Portrait eines jungen Mädchens, in schwarzer Kreide ausgeführt, und der Baron kannte dieses Bild sehr wol. Die schöne Gouvernante, von welcher er eben geträumt, hatte es einst seiner nun längst verstorbenen Schwester zum Wiegenfeste geschenkt. Aus ihrem Nachlaß war es in's Schloß gekommen; den geheimen Platz, welchen ihm der Majoratsherr angewiesen, kannte nur eine Person, und diese Person mußte, während er schlummerte, im Zimmer gewesen sein und das Bild neben sein Bett gelegt haben.

Lange betrachtete der Baron das reizende Gesicht mit stummer Rührung, dann legte er es neben den Tisch und schellte dem Bedienten.

„War Susanne in meinem Zimmer?" fragte er den Eingetretenen.

„Ich habe Niemand bemerkt!“ versicherte der Bediente.

„Sonderbar!“ murmelte der Baron. „Sie muß hier gewesen sein!“ Nach einer Pause sagte er laut: „Gehe einmal in den Hof hinunter und sieh’, ob Herr Doktor Tiefenbach noch wach ist. Sollte dies der Fall sein, so sage ihm, ich ließe ihn dringend bitten, mich sofort auf ein paar Augenblicke zu besuchen.“

Der Bediente entfernte sich, und der Baron nahm das Bild wieder in die Hand und betrachtete es mit ernsten Blicken. Als er das Geräusch nahender Schritte hörte, legte er es wieder auf den Betttisch.

Tiefenbach trat ein und nahm auf die Aufforderung des Barons hin unmittelbar am Krankenlager Platz. Nachdem sich der Majoratsherr wegen der späten Störung entschuldigt, sagte er:

„Wie lange wird Ihr Aufenthalt in Tarnau noch nothwendig sein, Herr Doktor?“

„Etwa vier bis fünf Tage!“ antwortete Tiefenbach. Dabei heftete er seine Blicke auf das Bild, welches er wahrgenommen hatte. Eine seltsame Unruhe bemächtigte sich seiner, als er das Portrait betrachtete; auch er kannte dasselbe sehr gut, denn ein ganz ähnliches, von demselben Künstler verfertigtes, hing in dem Zimmer seiner Schwester.

Dem Baron entging die Bewegung des Jünglings, nicht aber seine Aufmerksamkeit. Er nahm das Bild, und indem er es dem Doktor reichte, sagte er:

„Nicht wahr, ein liebliches Gesicht? Es stellt eine Verwandte von mir vor!"

Während Tiefenbach sich über das kleine Bild beugte, gewann er allmählich seine Unbefangenheit wieder.

„Sie muß sehr schön gewesen sein!" versetzte er, indem er das Portrait zurückreichte. Dabei beobachtete er, scheinbar gleichgiltig, mit gespannter Aufmerksamkeit die Gesichtszüge des Barons.

„Ja, sie war sehr schön!" erwiderte der Majoratsherr mit weichem Ton. „Und sie war ebenso gut, als schön!" setzte er hinzu und legte das Bild wieder neben sich.

„Ich wollte Sie um eine Gefälligkeit bitten, Herr Doktor", fuhr er nach einer Pause fort, während welcher seine Augen sinnend auf dem Bilde geruht hatten. „Die Erfüllung derselben wird Ihnen wenig Mühe verursachen."

„Wenn ich im Stande bin, Ihnen zu dienen — herzlich gern!" lautete die Antwort.

„Wie ich von Herrn Assessor Kirsch erfahren, stammen Sie aus Westphalen — ist's nicht so?" fragte der Baron.

„Aus Iserlohn", entgegnete Tiefenbach.

„Vor vielen Jahren sind Verwandte von mir — eine Dame mit zwei Kindern — aus der hiesigen Gegend nach Westphalen gezogen. Sie stammte aus der Nähe von Iserlohn, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie in ihre Heimath zurückgegangen ist. Gewisse Verhältnisse, die sich einer näheren Auseinandersetzung entziehen, haben es mit sich gebracht, daß ich von diesen Verwandten weder direkt, noch indirekt etwas erfahren habe, außer dem Tode der Frau, welchen ich zufällig in der Zeitung las. Was aus den Kindern geworden, weiß ich nicht — ich kenne nicht einmal ihre Namen. Einige Umstände machen es mir vielleicht wünschenswerth, etwas Näheres über die Kinder zu erfahren, ohne daß sie selbst Kunde davon erhalten, daß diese Nachforschungen von mir ausgehen. Aus diesem Grunde möchte ich auch den bequemsten Weg, eine Anfrage bei den Behörden, vermeiden. Ihnen wird es leicht sein, bei irgend einem Bekannten sich zu erkundigen, ohne daß dadurch Aufsehen erregt wird. Zunächst ist es noch fraglich, ob ich überhaupt Nachforschungen anstellen werde; sollte dies der Fall sein, darf ich mich dann Ihrer freundlichen Vermittelung versichert halten?"

Der Doktor erklärte seine Bereitwilligkeit.

„Ich würde Ihnen dann natürlich alle Anhaltepunkte mittheilen, vor Allem den Namen der Dame und des Dorfs, aus welchem sie stammte; auch die Namen der Kinder könnte ich nöthigenfalls erfahren, da sie — so viel mir bekannt — in Rackschütz getauft sind, obwol ich dies lieber unterlassen möchte. In jedem Falle aber bitte ich Sie, über unser heutiges Gespräch und mein Anliegen das strengste Stillschweigen gegen Jedermann zu bewahren; mir liegt sehr viel daran, daß Niemand etwas davon erfährt."

Tiefenbach versprach es und verließ den Baron.

Als er die mondbeschienene Kastanienallee hinabschritt, durchwogten mannigfache Gedanken seine Seele. Er wußte, daß der Baron seine Mutter geliebt hatte und ihr noch jetzt eine zärtliche Erinnerung bewahrte, aber er konnte sich nicht erklären, aus welchem Grunde sein Oheim sich nie wieder um die Familie seines Bruders gekümmert hatte, selbst dann nicht, als mit dem Tode desselben die eigentliche Ursache des Grolls weggefallen war. Auch der Entschluß des Barons, in Westphalen Erkundigungen einzuziehen, kam ihm überraschend; er stellte sich die peinliche Verlegenheit vor, in welche er gerathen mußte, falls der Baron seinen Plan verwirklichte, ja er zweifelte nicht, daß dann sein Inkognito fallen müßte.

Wie er, mit solchen Gedanken beschäftigt, dem Hofe zuschritt, folgten ihm theilnehmend die Augen der alten Susanne.

„Was mag der Baron noch so spät mit seinem Neffen zu thun gehabt haben?“ murmelte sie. „Wenn Richard das Bild seiner Mutter gesehen hat, wie schwer mag es ihm geworden sein, seine Ruhe dem Onkel gegenüber zu bewahren! Aber Geduld! die Zeit wird kommen, wo er nicht mehr als ein Fremder das Schloß verlassen wird, und wenn auch erst, nachdem sich die Augen des Majoratsherrn geschlossen haben!“

Drittes Kapitel.

Süße, entsagungsvolle, unermüdliche Frauenliebe! Ob du als treuer Schatten dem ringenden Geiste des erkorenen Mannes durch die Wechselfälle des Lebens folgst, seine Freuden durch deine Theilnahme erhöhend, seine Enttäuschungen und Schmerzen durch dein Mitgefühl lindernd; ob du am Bette des hilflosen Kindes die langen Nächte durchwachst, den Schlummer desselben behütend; ob du die Schuld der Kindesdankbarkeit den ergrauten Eltern abträgst — immer bist du dir gleich in deiner Unermüdlichkeit und selbstlosen Hingabe. Wol mag sich die Liebe des Mannes opferfreudig zu einer heldenmüthigen That begeistern, sich durch die Ausführung eines großen Entschlusses ein Anrecht auf uneingeschränkte Bewunderung erwerben; aber wie gering ist sie gegen die Ausdauer und Treue, mit welcher du im Verborgenen, unbewundert, oft ohne Anerkennung, jene kleinen Pflichten erfüllst, die der Mann so schwer zu begreifen vermag, weil er

selbst so wenig Fähigkeit für sie besitzt. Süße, entsagungsvolle, unermüdliche Frauenliebe, ob du als Weibes-, Mutter- oder Kindesliebe in der Stille des Hauses dein Amt verwaltest — der bewundernde Mund der Leute spricht wenig von dir, aber ein zärtlicher Druck der Hand, ein glückliches Lächeln, ein dankbarer Blick ist dir ein ausreichender Lohn. Und so bist du gewesen von Anfang an, und so wirst du bleiben, so lange das Weib die Namen „Vater und Mutter" mit Ehrfurcht aussprechen, so lange es dem Manne seiner Wahl hinaus in's ungewisse Leben folgen, so lange es Kinder gebären wird. Von allen schönen und heiligen Empfindungen, welche die Gottheit in die Brust des Menschen gepflanzt, ist die Liebe die erhabenste, denn sie ist das Band, welches die Erde zusammenhält und sie mit dem Himmel verbindet; die Krone aller Liebe aber bist du, süße, entsagungsvolle, unermüdliche Frauenliebe!

Ein Strahl dieser Liebe erhellte seit der Ankunft Virginiens das Krankenzimmer des Barons. Mit zarter Theilnahme suchte sie jeden Wunsch aus dem Antlitz des Vaters herauszulesen, mit rastloser Sorgfalt ihn zu erfüllen. Bald schmückte sie sein Zimmer mit blühenden Blumen aus dem Gewächshause, bald las sie ihm vor, bald plauderte sie mit ihm heiter

und unbefangen, wie eben ein siebzehnjähriges Mädchen plaudert.

Auf den Zustand des Barons war die Ankunft der Tochter nicht ohne Einfluß geblieben; die erfrischende Gegenwart des geliebten Kindes, die Zerstreuungen, welche ihr Verkehr mit sich brachte, hatten die peinlichen und quälenden Gedanken einsamer Stunden verscheucht, und je weniger er geistig unter der beängstigenden Ahnung eines baldigen Endes litt, desto mehr besserte sich sein körperlicher Zustand. Der Arzt nahm mit Befriedigung die erfreuliche Veränderung, welche wenige Tage bewirkt hatten, wahr und gestand zu, daß die Ankunft Virginiens mehr geleistet, als seine Kunst nnd des Apothekers Heilmittel.

Während die Tochter still und freundlich an der Seite ihres Vaters das Amt einer sorgsamen Pflegerin verwaltete und durch ihre Gegenwart den holden Zauber ruhiger Zufriedenheit über den Flügel des Schlosses verbreitete, welchen sie mit ihrem Vater bewohnte, herrschte in dem andern Flügel, wo der Majoratserbe mit seinem Freunde Moisch hauste, eine Stimmung, welche keineswegs idyllisch war.

Der Reiter, welcher außer gutem Essen und vortrefflichem Wein, woran es der junge Baron nicht fehlen ließ, noch eine Anzahl anderer Bedürfnisse

hatte, um das Leben erträglich zu finden, begann sich in der schnödesten Weise zu langweilen. Der Rehanstand hatte ihn, da er kein leidenschaftlicher Jäger war, trotz eines glücklichen Schusses nicht befriedigt; die Reitpferde fand er philisterhaft dick und nur an kraftlose Schenkel gewöhnt, seinen Freund, wie immer, langweilig bis zur Erregung des Gähnkrampfs. Er erwartete daher mit Ungeduld das Eintreffen des jungen Herrn von Fromhügel, um mit dem erhaltenen Gelde sofort das reizvollere Gebiet der Hauptstadt wieder aufzusuchen.

Der Majoratserbe seinerseits war ebenso unzufrieden mit Herrn von Moisch. Er sagte ihm in einer Stunde, wo seine Laune besonders unglücklich, sein Witz besonders glücklich war, daß des Reiters Unterhaltungsgabe in demselben Maße sich verminderte, als seine Kahlköpfigkeit zunähme, und tröstete sich über die etwas geharnischte Antwort, daß die Tarnauer Luft daran Schuld sein müsse, damit, daß er seine beiden Hunde besonders zärtlich und lange kraute. Außerdem ermüdeten ihn die Ansprüche, welche der Reiter an seine Regsamkeit machte, so gering sie auch waren, doch in dem Grade, daß er der Abreise desselben ohne besonderes Leid entgegensah. Als fortwährender Gesellschafter, das hatte der Ma=

joratserbe herausgefunden, war Herr von Moisch äußerst lästig; allein ein zeitweiliger Verkehr mit demselben war ihm unentbehrlich geworden, und er dachte darüber nach, wie er sich diese Annehmlichkeit verschaffen könnte, ohne zugleich die Unannehmlichkeiten mit in den Kauf nehmen zu müssen.

Es war am dritten Tage nach der Ankunft Virginiens, als der Reiter, welcher den ersehnten Besuch des Herrn von Fromhügel stündlich erwartete und bereits seinen Koffer gepackt hatte, verzweiflungsvoll am Fenster stand und seine Fingernägel mit einer kleinen Feile zuspitzte. Bisweilen schaute er in den Park, über welchen die Sonne ihre herbstlichen Strahlen ausgegossen hatte.

Der Majoratserbe spielte mit seinen Hunden und schien von der Anwesenheit seines Freundes gar keine Notiz zu nehmen.

„Ich habe eine Ahnung", nahm endlich Herr von Moisch das Wort, „daß Mischblut heute das Geld bringen wird. Dann habt Ihr wol die Güte, Baron, und laßt mich unverzüglich bis zur nächsten Bahnstation schaffen. Ich möchte, wenn's irgend anginge, morgen in meinen vier Pfählen sein."

„Gewiß!" entgegnete der Majoratserbe, „obwol ich mich über Eure Abreise nicht freue. Ihr werdet

mir sehr fehlen, Moisch, und ich habe schon daran gedacht, den Winter in der Hauptstadt zuzubringen, damit man zuweilen mit Euch zusammen sein kann."

Der Reiter erschrak bei dieser Aussicht, als hätte er unversehens auf eine Schlange getreten.

„Der Himmel soll mich bewahren! Das fehlte noch!" murmelte er vor sich hin, und laut sagte er: „Das thut bei Leibe nicht, Baron! Ihr gerathet wieder in das leichtsinnige Leben hinein, und die Kräftigung, welche Ihr gewonnen habt, ist in ein paar Wochen wieder dahin. Das Leben der großen Stadt ist für Euch wahrhaftig Gift! Wenn es Euch hier zu einsam ist, was ich Euch gern glauben will, und Euch namentlich vor dem Winter bange wird, so zieht lieber in eine kleine, gemüthliche Stadt, wo Ihr vor gefährlichen Versuchungen sicher seid."

„Ich werde mich dort nicht weniger langweilen, als hier!" versicherte der Erbe.

„Die Schuld liegt an Euch, Baron! Nehmt mir's nicht übel, Ihr seid bisweilen entsetzlich langweilig."

„Das bin ich erst hier geworden! Ich glaube, Ihr hattet nicht so Unrecht, als Ihr meintet, das läge in der Tarnauer Luft. Früher bin ich nie langweilig gewesen!"

An der Richtigkeit dieser Behauptung zweifelte der

Reiter sehr; allein er wollte die erste freundschaftliche Grobheit, welche so gutmüthige Aufnahme gefunden, nicht durch Nachsendung einer zweiten der Gefahr aussetzen, zugleich mit dieser an den Absender zurückbefördert zu werden. Er schwieg daher einige Minuten still, dann sagte er:

„Ihr werdet auch mit Eurer Kasse schwer auskommen, und Ihr habt allen Grund, weniger zu brauchen, als Euch Euer Alter giebt."

Herr von Moisch wollte seinen Freund, dessen erschöpfte Lebenskraft und verhältnißmäßig geringe Geldmittel wenig Vortheil, aber desto mehr Unbequemlichkeit in Aussicht stellten, so fern als möglich von sich halten; deshalb hatte er den triftigsten und, wie er meinte, völlig schlagenden Grund bis zuletzt aufgespart. Allein er hatte sich in der Wirkung desselben getäuscht, denn der Baron versetzte mit seiner gewöhnlichen Gleichgiltigkeit:

„Wenn mein Vater stirbt, was mir trotz der angeblichen Besserung noch immer sehr glaublich erscheint, so bin ich Majoratsherr und verfüge über bedeutende Einkünfte; stirbt er nicht, so wird auch Rath geschafft, denn meinem Vater bleibt doch am Ende nichts übrig, als meine Schulden zu bezahlen. Sagt selbst, Moisch, wäre es nicht lächerlich für einen Mann von meinen

Aussichten und zugleich ein sträflicher Leichtsinn gegen mich selbst, wenn ich wegen ein paar Tausend Thaler durch Langeweile meine Lebenszeit verkürzen wollte?"

Dagegen hätte nun der Angeredete entschieden viel Einwendungen gemacht, wenn nicht der Lieutenant von Fromhügel in demselben Augenblicke sporenklirrend in's Zimmer getreten wäre. Die Freude über sein Erscheinen und die Aussicht auf die baldige Erlösung ließ den Reiter die wagehalsigen Aeußerungen des Barons, welche ihn sonst mit Schrecken vor dem Winter, nicht vor dem Leichtsinn des Freundes erfüllt hätten, stillschweigend hinnehmen, und er war dies um so leichter im Stande, als er sich mit dem Gedanken tröstete, daß der Erbe nicht mehr allzuviel Schulden, jedenfalls nicht durch seine Vermittelung machen werde, und daß die Hauptstadt groß genug sei, um dem unbrauchbar gewordenen Freunde mit Geschick ausweichen zu können.

Die geschäftliche Angelegenheit mit Herrn von Fromhügel war bald in's Reine gebracht, und nachdem die nöthigen Unterschriften ausgestellt waren, empfing Herr von Moisch, der Vertrauensmann, das Geld. Der Baron hatte, überzeugt durch die Gründe seines geschäftlichen Freundes, den Termin angenommen; allein er hoffte mit seinem in Geldangelegenheiten üblichen

Leichtsinn, daß, wenn er zur gesetzten Frist zu zahlen außer Stande sei, Herr von Fromhügel gern und zuvorkommend in eine Verlängerung willigen werde.

Da der Reiter die Aufgabe seiner Reise, soweit sie angenehmer Natur war, nunmehr erfüllt sah, erinnerte er den Baron an seine Zusage, und dieser sandte einen Diener ab, um das Anspannen zu bestellen.

Inzwischen war der Lieutenant an das Fenster getreten und schaute in den Park hinaus. Plötzlich wandte er sich mit großer Lebhaftigkeit um und sagte:

„Dort geht eben Ihre Schwester, Baron! Potztausend! Sie ist viel hübscher geworden, seit ich sie nicht mehr gesehen habe."

„Ja, mein Junge, das geht mit jungen Mädchen bisweilen so!" entgegnete der Baron mit einem Gesicht, als ob er etwas ungemein Witziges gesagt hätte.

„Sie werden hoffentlich keine Zurücksetzung Ihrer Person erblicken, lieber Baron, wenn ich mich nach dem Befinden Ihrer Schwester erkundigen gehe?"

„Halten Sie mich für so selbstsüchtig oder sich für so unentbehrlich?" fragte der Baron.

„Keins von beiden!" erwiderte Herr von Fromhügel mit Lachen.

„Dann folgen Sie dem Drange Ihres Herzens und gehen Sie!" sagte der Majoratserbe in väter=

lichem Tone. „Sie werden freilich um den Genuß kommen, den rührenden Abschied zu sehen, welchen Moisch und ich von einander zu nehmen gedenken."

Herr von Moisch lachte, und der Lieutenant sagte: „Ich bin kein Freund von Rührscenen und möchte am wenigsten die heroische Erscheinung unseres Freundes Moisch durch weiche Sentimentalität entstellt sehen!"

Darauf verließ er das Zimmer, um in den Park zu gehen; auch Herr von Moisch entfernte sich, um seine Sachen völlig in Ordnung zu bringen. Nach einiger Zeit, welche der Baron mit seinen Hunden vertändelt hatte, kehrte er reisefertig zurück.

„Moisch", sagte der Baron, „ich habe mir eben überlegt, was für Dispositionen ich für den Winter treffen soll. Wenn ich mich noch dazu entschließe, in die Hauptstadt überzusiedeln, so werde ich Euch vorher mit einigen Zeilen beschwerlich fallen und Euch ersuchen, mir eine Wohnung zu besorgen."

Der Reiter machte keine Einwendungen, denn er hatte sich überzeugt, daß diese vergeblich sein würden. Führte der Baron wirklich den unangenehmen Entschluß aus, so hatte er es doch wenigstens in seiner Hand, ihm eine Wohnung möglichst entfernt von der seinigen zu miethen.

„Daß Ihr natürlich darauf bedacht sein mögt",

fuhr der Majoratserbe fort, „mir ein Quartier möglichst nahe dem Eurigen zu besorgen, darf ich wol kaum erst bemerken; denn es wird Euch jedenfalls so viel, wie mir, daran liegen, einen alten Bekannten nicht allzu fern zu haben!“

Der Reiter versicherte dies, nahm sich aber vor, selbst nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt seine Wohnung zu verlegen, wenn er dem Verlangen des Barons nicht ausweichen könnte.

„Unsere Geldangelegenheit, Moisch, bringt nur baldigst in Ordnung. Ein paar Tage früher zahlen macht selbst die härtesten Judengemüther für die Zukunft weich!“

Der Diener des jungen Barons trat ein und meldete, daß der Wagen zur Abfahrt bereit sei. Herr von Moisch verabschiedete sich von seinem Freunde.

„Ihr nehmt mir's nicht übel, Moisch“, sagte der Majoratserbe, „wenn ich Euch nicht bis an den Wagen begleite. Ich bin so müde, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als mich lang auf dem Sopha ausstrecken zu können!“

„Ich kenne Eure Natur zu gut, Baron, als daß ich Euch eine unnütze Bewegung zumuthen sollte! Auf Wiedersehen!“

Schon hatte der Reiter die Thür geöffnet, als ihm der Erbe nachrief:

„Moisch, noch Eins! Grüßt die kleine Balletflora von mir und gebt ihr einen Kuß in meinem Namen, aber hübsch väterlich, wenn ich bitten darf, so wie es Euren Jahren und dem Vertrauen, welches ich Euch schenke, angemessen ist. Nun fahrt in Frieden!“

Darauf legte sich der Baron auf's Sopha und schloß die Augen; Herr von Moisch aber fuhr ab mit der Ueberzeugung, daß sowol sein Freund, als auch der junge Herr von Fromhügel in ihren Erwartungen sich getäuscht sehen würden, und daß er allein gegen eine gleiche Erfahrung gesichert sei, weil er zur gehörigen Zeit mit seinen Plänen hinsichtlich des Barons abgeschlossen und sich mit der Provision, welche er in seinem Portefeuille mit sich führte, begnügt habe.

Unterdessen war der Lieutenant von Fromhügel durch die Gänge des Parkes Virginien nachgeeilt. Von einem Gartenarbeiter hatte er erfahren, daß sie nach dem Gewächshaus gegangen; er lenkte daher seine Schritte demselben zu. Eben als er ankam, trat das Mädchen heraus, einen blühenden Rosenstock in der Hand. Nachdem Herr von Fromhügel die üblichen Artigkeitsfragen an die Baroneß gerichtet, setzte er an ihrer Seite den Weg fort.

Es war nicht das erste Mal, daß er mit dem jungen Mädchen durch die Gänge des Parks dahinwandelte. War sie auch damals fast noch ein Kind gewesen, so hatte ihn doch die aufblühende Schönheit, die muntere und naive Frische gefesselt und in ihm den Wunsch erweckt, dieses in jeder Hinsicht begehrenswerthe Mädchen dereinst die Seine zu nennen. Die Unbefangenheit und kindliche Freude, mit welcher sie ehemals seine Artigkeiten aufgenommen, ließen ihn trotz der Zurückhaltung des Majoratsherrn hoffen, daß er sein Ziel erreichen werde. Denn die Liebe des Vaters zur Tochter war ihm bekannt genug, um ihm die Ueberzeugung zu gewähren, daß der Vater dem Glück der Tochter nichts in den Weg legen werde, und Virginiens Liebe glaubte er sicher zu sein.

„Der Rosenstock, welchen Sie tragen, Baroneß", sagte der Lieutenant, „ist so schön, daß ich mich versucht fühle, Sie um eine Rose zu bitten."

„Thun Sie es nicht, Herr von Fromhügel!" sagte das Mädchen in einem Tone, welcher dem Lieutenant bewies, daß er nicht mehr ein Kind, sondern eine Jungfrau vor sich habe.

„Und warum nicht?" fragte er, indem er seine peinliche Empfindung zu verbergen strebte.

„Weil ich Ihnen diese Bitte abschlagen würde!

Die Rosen sind für meinen Vater, für ihn allein!" erwiderte Virginie.

„Er wird die eine Blüthe nicht vermissen, mit welcher Sie mich glücklich machen können!" sagte Herr von Fromhügel galant. „Es gab eine Zeit, Virginie", — fuhr er nach einer kleinen Pause fort — „wo ich Sie nicht vergebens um eine so kleine Gunst gebeten habe, wo Sie nicht zögerten, mir den ganzen Strauß zu reichen, wenn ich Sie nur um eine Blume ersuchte."

„Ich glaube, Herr von Fromhügel", entgegnete Virginie, „Sie sprechen von einer Zeit, wo ich noch ein Kind war!"

„Und was thut's, Baroneß, daß Sie es nicht mehr sind?" fragte der Lieutenant.

„Sehr viel! Damals hätte ich Ihnen ganze Blumenbeete geschenkt, wenn Sie es verlangt hätten —"

„Und jetzt", unterbrach sie der Lieutenant rasch, „tragen Sie wegen einer Rose Bedenken! — Wären Sie doch immer das Kind geblieben, Virginie, welches Sie damals waren!"

„Das Kind von damals", sagte das Mädchen, „hätte ebenso freundlich an jeden Bekannten Blumen verschenkt. Es bleibt eben nicht Alles bedeutungslos, Herr von Fromhügel, und das Weglegen der Puppe

ist entscheidender für ein Mädchen, als man meistens vermuthet. Ich glaube, ich spielte damals noch mit der Puppe, wenn auch nur ganz im Geheimen."

Sie sagte die letzten Worte scherzhaft und hoffte dadurch dem peinlichen Gespräch eine andere Richtung zu geben. Sie war gewöhnt, von Herrn von Fromhügel leichte Schmeicheleien und oberflächliche Worte zu hören; daher war ihr der ernstere Ton seiner Stimme und die Art, wie er ihr diesmal huldigte, höchst unwillkommen. Ohne auf den munteren Ton einzugehen, erwiderte der Lieutenant:

„Ihre Worte, Baroneß, verwunden mich tief. Gerade an jene Tage, welche Sie für so unbedeutend halten, knüpfte ich die schönsten Lebenshoffnungen. Ich glaubte damals in Ihrem Benehmen die Spuren einer Empfindung zu entdecken, an deren Reife ich stets mit dem größten Entzücken dachte. Habe ich mich getäuscht, Virginie, habe ich mich getäuscht?"

„Ja, Herr von Fromhügel!" entgegnete Virginie bestimmt und sah ihm klar in's Auge. „Wenn Sie aus dem heitern Wesen des Mädchens, welches an Ihren Scherzen Gefallen fand und die freundliche Beachtung, die Sie dem Kinde schenkten, dankbar aufnahm, etwas Anderes herauslasen, so haben Sie sich selbst getäuscht. Ich hoffe, Sie machen mir keinen

Vorwurf und zürnen mir nicht, weil ich Ihnen die Wahrheit unverfälscht sagte."

„Nein, Virginie, nein! Doch betrübt mich diese Wahrheit mehr, als Sie ahnen!" entgegnete Herr von Fromhügel mit weicher Stimme.

Aber obwol seine Stimme so empfindungsvoll klang, kaute er doch ärgerlich an seiner Lippe. Er hatte so fest an des Mädchens Liebe geglaubt, ihrer kindlichen Freude an den ihr bewiesenen Aufmerksamkeiten ein so großes Gewicht beigelegt, daß ihm sogar die Abneigung des alten Barons geringfügig, die Unterstützung des Majoratserben überflüssig erschienen war. Und jetzt sagte ihm dieses junge Mädchen, in welchem er noch immer das Kind sah, mit so würdevoller Hoheit, daß sie ihn nie geliebt. Es war eine empfindliche Niederlage für den eitlen und selbstbewußten Offizier, und er verbarg mit Mühe seinen Aerger.

Eine Zeit lang wanderten sie schweigend neben einander hin, beide von peinlichen Empfindungen durchwogt. Endlich unterbrach der Lieutenant, in den gewöhnlichen Unterhaltungston einlenkend, die lästige Pause, indem er sich nach dem Befinden des Majoratsherrn erkundigte. So waren sie die steinernen Stufen, welche nach dem Schlosse führten, hinaufgestiegen und machten

auf dem Vorbau Halt. Virginie drehte der geöffneten Thür den Rücken zu. In demselben Augenblicke kam Tiefenbach die Treppe herab, welche nach den Gemächern des Majoratsherrn führte, grüßte flüchtig und schritt der entgegengesetzten Thür zu. Durch den Gegengruß des Offiziers aufmerksam gemacht, wandte sich Virginie um und sah dem Davonschreitenden nach. Die Gestalt dünkte ihr bekannt; mit Lebhaftigkeit wandte sie sich an ihren Begleiter und sagte:

„Wer ist dieser Herr, welcher, wie es scheint, eben bei meinem Vater war?"

„Ein gewisser Tiefenbach, Zuckersieder oder etwas Aehnliches in Mangwitz!" entgegnete Herr von Fromhügel, indem er das Mädchen mit forschendem Blick ansah. „Kennen Sie ihn, gnädiges Fräulein?"

„Wenn ich mich nicht irre", versetzte Virginie, „bin ich mit ihm vor einigen Wochen auf Prinzenstein zusammengetroffen."

„Er muß Ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt haben, daß Sie ihn sogleich wieder erkannten!" sagte der Lieutenant ironisch.

„Unsere Begegnung", erwiderte Virginie ruhig, „war nicht gar so flüchtig. Ich habe mit ihm eine recht interessante Unterhaltung geführt. Er scheint ein geistreicher Mann zu sein!"

„Ich muß gestehen, daß ich bei den wenigen Berührungen, in welche ich mit ihm gekommen bin, diese Eigenschaft zu entdecken keine Gelegenheit hatte!“ bemerkte Herr von Fromhügel geringschätzig. „Im Uebrigen nehme ich Ihr Urtheil ohne den geringsten Zweifel hin!“

Er trat bei diesen Worten mit Virginie in's Schloß ein.

„Darf ich Sie bitten, Baroneß, mich Ihrem Vater auf's beste zu empfehlen?“ sagte er, während sie die Treppe emporstiegen.

„Wollen Sie nicht selbst einen Augenblick bei ihm eintreten, Herr von Fromhügel? Da er Herrn Tiefenbach —“

„Das ist etwas Anderes!“ unterbrach sie der Lieutenant. „So viel ich weiß, kehrt heut die Mangwitzer Karawane zurück. Sein Besuch war ein nothwendiger Geschäftsbesuch, den Ihr Vater möglicher Weise nicht ablehnen konnte, und ich fürchte mit gutem Grunde, daß der Herr Baron, trotz seiner fortschreitenden Besserung, durch einen zweiten Besuch mehr abgespannt werden möchte, als ihm zuträglich ist. Empfehlen Sie mich ihm bestens!“

Damit verabschiedete er sich bei dem jungen Mädchen und schritt dem Zimmer des Majoratserben zu. Er fand ihn auf dem Sopha liegend, mit seinem

gewöhnlichen Zeitvertreib beschäftigt. Der Jagdhund saß am Kopfende des Sopha's, der Affenpinscher lag neben ihm auf dem Sopha, und beide erfreuten sich der Gunstbezeugungen ihres Herrn.

Herr von Fromhügel verbarg wolweislich die Enttäuschung, welche er so eben erfahren hatte, und der Majoratserbe behelligte ihn nicht weiter mit Fragen, wie er seine Schwester Virginie gefunden hätte.

„Ich komme, Ihnen Adieu zu sagen, Baron!" begann Herr von Fromhügel.

„Wollen Sie denn schon wieder fort?"

„Ja! Sie scheinen heut nicht in der Disposition zu sein —"

„Sie haben Recht! Ich bin ungewöhnlich müde. Der lebhafte Verkehr mit Moisch in diesen Tagen hat mich sehr mitgenommen. Sie müssen mich entschuldigen, lieber Fromhügel."

Er reichte ihm dabei mit mattem Lächeln die Hand, und der Offizier verließ ihn mit der Ueberzeugung, daß er weder dies Zimmer, noch das Schloß überhaupt je wieder betreten werde. Als er auf seinem Falben langsam das Dorf hinausritt, da dachte er daran, wie oft und mit welchen Plänen er diesen Weg zurückgelegt.

„Eigentlich hätte ich mir diesen Korb ersparen können“, sprach er bei sich selbst, „wenn ich ein wenig nüchterner zu Werke gegangen wäre und nicht vergessen hätte, daß ein Backfisch sich über die Huldigungen jedes jungen Mannes freut, und daß man auf die Zärtlichkeit, welche man noch mit der Puppe theilt, keine Schlösser bauen darf. Und muß ich zum Schluß noch die alberne Rolle eines arkadischen Schäfers spielen und ihr durch meine schwärmerische Bitte um eine Rose Gelegenheit geben, mir unverblümt zu sagen, daß sie mich nicht liebt! Aber sie sagte es mit so viel Haltung — man sah, daß Race in ihr ist!“

Infolge einer bei einem Kavallerieoffizier leicht begreiflichen Ideenverbindung geriethen durch das Wort Race seine Gedanken wieder auf seinen Falben. Er ließ ihn lang austraben, und über der unvergleichlichen Grazie, mit welcher das Roß stach, vergaß sein Reiter die kurz vorher erfahrene Enttäuschung. Virginie und ihre versagte Liebe traten in den Hintergrund, der Falbe und sein bewunderungswürdiger Trab beschäftigten ausschließlich seine Aufmerksamkeit. Bald jedoch fesselte etwas Anderes seine Blicke; vor ihm ritt Tiefenbach langsam auf seinem Braunen dahin. Bei seinem Anblick kehrten die Gedanken des Herrn von Fromhügel wieder zu Virginien zurück.

—

„Sie fand ihn geistreich, den Zuckersieder, — vielleicht auch hübsch! Nun, man kann eingestehen, daß er für einen Mann von seiner Stellung ziemlich anständig zu Pferde sitzt, wenn auch ebensowenig Race in ihm liegt, wie in dem dicken Gaul, welchen er reitet. Hüten Sie sich, theure Virginie, allzuviel Interesse für diesen zuckerkochenden Adonis zu fassen! Ihr Vater ist stolz, sehr stolz, und sollten Sie thöricht genug sein, Ihre jugendliche Brust mit romantischen Träumen anzufüllen, so könnte es leicht ein gebrochenes Herzchen geben! Warten Sie mit dem Verlieben, bis Sie verheirathet sind, schöne Virginie, dann ist keine Gefahr vorhanden, wenn Sie jenen trefflichen Jüngling mit Ihrer Neigung beglücken — aber verlieben Sie sich um Gottes Willen nicht vorher in ihn — sonst könnte es ein gebrochenes Herzchen geben, und das wäre schade!"

Er lachte bei diesen Worten ingrimmig und stieß dem Falben die Sporen in die Seiten, so daß das edle Thier in mächtigen Sätzen dahinflog. Wie es an dem Braunen Tiefenbachs vorüberjagte, sprang dieser scheu zur Seite. Sofort parirte Herr von Fromhügel mit dem koketten Selbstbewußtsein eines geschickten Reiters seinen Falben und sagte mit überlegenem Lächeln:

„Es hätte mir Leid gethan, Herr Doktor, wenn Sie aus dem Sattel geflogen wären."

„Ich verstehe, mich darin zu halten, und verliere die Balance nicht so leicht!“ antwortete Tiefenbach, der den Spott des Offiziers wol herausgefühlt hatte.

„Das freut mich zu hören und beruhigt mich vollkommen über mein unvorsichtiges Reiten! Adieu!“

Nach diesen Worten ließ er sein Pferd wieder scharf austraben.

Tiefenbach ritt langsam in Gedanken weiter. Er dachte an seinen Abschiedsbesuch bei dem Majoratsherrn, von welchem er freundlich entlassen und zugleich in Kenntniß gesetzt worden war, daß er seiner Vermittelung wegen der nach Westphalen verzogenen Verwandten nicht bedürfe.

„Sollte nur die Befürchtung eines baldigen Todes meinem Onkel das Gewissen zu unsern Gunsten gerührt haben? Und hat er uns jetzt, da die letzte Stunde weiter hinausgerückt ist, wieder vergessen? Es ist gut, daß uns das Leben frühzeitig auf eigene Füße stellte, und wir weder seinen Tod wünschen, noch auf eine Erbschaft hoffen müssen!“

Dann drückte er leise den Braunen und folgte in solidem Trabe der fernen Staubwolke, welche der Falbe des Herrn von Fromhügel aufwirbelte.

Viertes Kapitel.

Der Herbst war vergangen, und der Winter mit seinem Schnee und seiner Einsamkeit hatte von Wald und Flur Besitz ergriffen.

Der Majoratsherr von Tarnau war genesen und in die Hauptstadt gezogen, theils um sich von Geschäften, wozu er auf seinem Gute sich stets versucht fühlte, völlig fern zu halten, theils um die einförmigen Wintertage in der Nähe seiner Tochter angenehmer zuzubringen. Auch sein Sohn Wilhelm war ihm in die Hauptstadt gefolgt, obwol er Anfangs die Absicht gehegt hatte, auf dem Schlosse zu bleiben. Allein die Einsamkeit auf dem Gute wurde ihm bald so lästig und unerträglich, daß er es vorzog, die unbehagliche Nähe seines Vaters auch fernerhin zu ertragen und die ihm in der Villa desselben eingeräumten Zimmer zu beziehen. Der Zwang, welchen ihm die Rücksicht auf denselben in seinen Vergnügungen auferlegte, sowie der Umstand, daß Herr von Moisch so viel als

möglich sich von ihm fern hielt, ließen eine Störung des häuslichen Friedens nicht eintreten und wirkten auf den Gesundheitszustand des jungen Barons wenigstens insofern vortheilhaft, als ein Zunehmen seiner Körperschwäche sich nicht bemerklich machte. Wollte er dann und wann Gesellschaft haben, so besuchte er Weinstuben und fand wol mitunter auch einige gutmüthige Bekannte, welche mit ihm tranken und ihm im Spiel das Geld abgewannen. Doch hatte er selbst an diesen Unterhaltungen den Geschmack schon zu sehr verloren, um öfter ein Verlangen danach zu verspüren.

Im Mangwitzer Schlosse hatte der Winter keine fühlbare Veränderung hervorgerufen. Die geräuschlose Stille, welche bald nach der Abreise der Generalin eingetreten war, konnte schwerlich erhöht werden. Auch die Beziehungen zwischen Tiefenbach, Frau Oberamtmann Kirsch und dem Assessor waren dieselben geblieben. Zeigte auch die Frau Oberamtmann bisweilen eine wärmere, fast mütterliche Theilnahme für unsern jungen Freund, so kam dieses Gefühl doch nicht zum Durchbruch — die kühle Unnahbarkeit des Sohnes schien auch sie in die Schranken des förmlichen Verkehrs zu verweisen. So uneingeschränktes Vertrauen der Assessor dem Doktor in geschäftlichen

Angelegenheiten auch bewies, so hoch er ihn wegen seiner Fähigkeiten auch schätzte: eine freundschaftliche Annäherung, welche bei ihrem gleichen Alter und Bildungsgrade so natürlich gewesen wäre, fand nicht statt. Die Natur schien ihm die sanfteren Empfindungen versagt und diesen Mangel durch eine hervorragende Willenskraft ersetzt zu haben.

Obwol Tiefenbach dieses rein äußerliche Verhältniß Anfangs drückend empfunden hatte, war er es doch allmählich gewohnt geworden, und auch die Einförmigkeit des Winters, vor welcher ihm bange gewesen, wurde ihm bald vertraut. Dies bewirkte nicht blos die rege praktische Thätigkeit, welche sein Amt von ihm forderte, sondern auch das Streben, seine theoretischen Kenntnisse zu erweitern und sich durch das Studium chemischer Werke vor der Einseitigkeit zu bewahren, welche seine jetzige Beschäftigung leicht mit sich bringen konnte. Ja, er hatte sogar Muße gewonnen, einige wissenschaftliche Artikel für Fachjournale zu schreiben, und er konnte sich sagen, daß er seine Zeit wol angewendet habe.

Die einzige Familie, in welcher er zu seiner Erholung oft verkehrte, war die des Pastors Höfer in Rackschütz. Die Frömmigkeit des Pastors trat nicht in schroffen Lebensansichten und hohlen Phrasen zu

Tage, sondern äußerte sich in einem liebevollen, milden und nachsichtigen Wesen, welches ebenso sehr anzog, als Achtung einflößte. Der günstige Eindruck, welchen Tiefenbach bei seinem ersten Besuch mit hinweggenommen, war nicht verwischt, sondern vielmehr erhöht worden. Dagegen hatte er über die Gattin des Geistlichen eine andere Meinung bekommen. Ihre Religiosität erschien ihm als etwas sehr Aeußerliches, und es kam ihm oft so vor, als ob sie ganz anders sein würde, wenn sie nicht zufällig die Frau eines Geistlichen wäre. Der Hauch von Frömmigkeit, mit welchem sie sich umgab, dünkte ihm oft erkünstelt, und er hatte mehrmals Gelegenheit, zu bemerken, daß sie einen sehr auffälligen weltlichen Ehrgeiz besaß. Er hatte nicht blos hören müssen, daß ihr Vater ein berühmter Theologe an der Universität gewesen sei, nicht blos mit angesehen, welche Unruhe ihr die Erfolge ihres Verwandten Kurz bereiteten, auch die Art und Weise, wie sie von der Bescheidenheit ihres Mannes sprach, und die Hoffnung, welche sie auf ihre Söhne setzte, drängten ihm die Ueberzeugung auf, daß dieser Ehrgeiz der Frau das Leben schwer machte. Ob sie auf die Hand des jungen Herrn von Fromhügel für ihre Tochter Martha spekulirt hatte, darüber war er sich nicht recht klar geworden; er

hatte den Lieutenant nicht wieder im Pfarrhause angetroffen, noch war desselben je in seiner Gegenwart anders, als obenhin, Erwähnung geschehen. Für Martha hatte der Doktor Interesse gefaßt. Sie war schön und liebenswürdig und erregte den Anschein eines häuslichen und anspruchslosen Mädchens. Ihre Gegenwart machte ihm das Pfarrhaus angenehm und veranlaßte ihn zu häufigeren Besuchen, als die Höflichkeit erforderte. Gleichwol war er sich über seine Empfindungen nicht ganz klar geworden.

Wenn er sich auch oft unter dem Einfluß des augenblicklichen Eindrucks gestand, daß dieses Mädchen ein treffliches Weib für ihn sein würde, so waren doch auch die Stunden nicht selten, wo er sich fragte, ob nicht die bloße Gewohnheit, das Bedürfniß, mit einem jungen Mädchen zu verkehren, ihm ihren Umgang so unentbehrlich gemacht habe, ob er wirklich, falls er fern von ihr weilen und ihren Anblick lange entbehren müßte, eine Lücke in seinem Innern empfinden würde. Zwar glaubte er, daß er sie schwer vermissen würde, wenn er einmal Mangwitz oder sie das stille Pfarrhaus verließe, und doch empfand er oft in ihrer Nähe, daß sie dem Bilde nicht völlig entsprach, welches er sich von seinem künftigen Weibe gemacht hatte. Nicht selten kehrten seine Gedanken zu dem

schönen, unbekannten Mädchen zurück, welches er auf der Ruine kennen gelernt hatte, und ebenso oft erinnerte er sich Melaniens — und unwillkürlich verglich er sie mit Martha. Dann kam er zu dem Resultat, daß die Pastorstochter weder die Frische und Tiefe des Gemüths, welche ihn an dem schönen Mädchen entzückt, noch jenen sanften, poetischen Zauber besaß, welcher ihn zu der unglücklichen jungen Frau hingezogen. Aber diese Erinnerungen verblichen immer wieder, wenn Martha ihre volle Liebenswürdigkeit entfaltete, und er schalt sich ungerecht, weil er den Vergleich mit jenen beiden Frauengestalten, deren Schattenseiten er nicht kannte, und deren Reize und Tugenden seine Phantasie vielleicht verklärte, zum Nachtheil des Mädchens ausfallen ließ, dessen Mängel er zwar nicht übersah, dessen Vorzüge aber ihn immer wieder entzückten und zu einem häufigen Gast im Pfarrhause machten.

So war Weihnachten herangekommen. Der Pfarrer hatte ihn für den Fall, daß keine Aufforderung von Seiten des Assessors an ihn erginge, zum Weihnachtsabend eingeladen, und Martha ihn gefragt, ob er nicht an dem Ausputzen des Christbaums helfen wolle. Der Doktor hatte die Einladung Martha's ohne Bedenken angenommen und auch für den

Weihnachtsabend mit ziemlicher Bestimmtheit zugesagt, da er gewiß war, daß der Assessor und seine Mutter denselben in stiller Zurückgezogenheit verleben würden.

Als Tiefenbach am Abend, welcher zur Ausschmückung des Christbaums festgesetzt war, nach Rackschütz kam, traf er daselbst außer den jüngeren Brüdern Martha's, welche zu den Ferien gekommen waren, einen jungen Mann in seinem Alter, welcher ihm als Kandidat Amandus Kurz, Sohn des Konsistorialraths Kurz, vorgestellt wurde. Hätten nicht die langen Haare, die untadelhafte, weiße Halsbinde und der an ein Abbégewand erinnernde Schnitt seines Rocks den Theologen schon genugsam verrathen, so würde der Ausdruck seines Gesichts keinen Zweifel übrig gelassen haben, daß er unmittelbar vor dem Eingang in eine Pfarre stand. Tiefenbach fand ihn, so wie Martha und deren Brüder, damit beschäftigt, Nüsse und Aepfel zu vergolden und die Zuckersachen für den Christbaum mit Fäden zu versehen.

„Nach dem Thee müssen Sie helfen, Herr Doktor!" sagte Martha, „und ich hoffe, daß Sie sich geschickter anstellen werden, als Vetter Amandus. Sehen Sie nur die Trümmer der Zuckerfiguren, welche er schon zerbrochen hat!"

„Liebe Cousine — hm! Du bist sehr beißend!"

versetzte Amandus Kurz in gedehntem Ton und lächelte behaglich.

„Gewiß nicht, Amandus!" versicherte Martha. „Im Gegentheil, ich bin sehr nachsichtig; denn ich habe bisher noch gar nicht gerügt, daß Du die Fäden bald zu kurz, bald zu lang machst."

„Ich denke — hm! sie werden sich wol anbinden lassen", entgegnete der Kandidat langsam.

„Das wird wol gehen; allein bei den kurzen Fäden wirst Du Dir die Finger etwas zerstechen. Die kurzen Fäden mußt Du alle selbst befestigen!"

„Ja, das will ich thun", versetzte Amandus.

„Aber wo ist der Christbaum?" fragte der Doktor.

„Ein Bauer, welcher nach Mehl in die Mühle gefahren ist, hat versprochen, uns eine kleine Fichte mitzubringen", antwortete das Mädchen. „Wir erwarten ihn schon seit einiger Zeit; hoffentlich kommt er, während wir bei Tisch sitzen."

Das Abendessen, bei welchem Martha zwischen ihrem Cousin und Tiefenbach saß, gab dem Letzteren Gelegenheit, zu bemerken, daß er in dem jungen Theologen einen Nebenbuhler um Martha's Gunst besitze. So weit nämlich die Aufmerksamkeit für den eigenen Teller — und Amandus Kurz hatte einen recht löblichen Appetit — es zuließ, war er fortwährend be-

müht, seine Cousine mit Brod, Butter und kaltem Aufschnitt zu versorgen und ihr auf diese Weise bemerklich zu machen, daß er ein mehr als gewöhnliches Interesse für sie gefaßt habe. Tiefenbach, welcher Martha ausschließlich unterhielt, bemerkte mit verstohlenem Lächeln die verzweifelten Anstrengungen seines Nebenbuhlers, galant zu sein, und sie machten auf ihn einen um so komischeren Eindruck, weil der Kandidat, sei es infolge mangelnder Uebung oder seiner langen Arme, ziemlich ungeschickt verfuhr und bald den Aufschnitt, bald eine Gabel, bald ein Messer auf den Tisch beförderte. Leider sollte die Galanterie des jungen Theologen auf eine härtere Probe gestellt werden, als er erwartet hatte und ihm angenehm war. Der Bauer war nämlich angekommen, aber ohne Christbaum; er hatte sich in der Mühle verzögert und dann wegen eingetretener Dunkelheit seinen Auftrag unausgeführt lassen müssen.

„Das ist sehr unangenehm", sagte Martha betrübt. „Wenn auch im Laufe des morgigen Tages der Christbaum noch besorgt und ausgeputzt werden kann, so kommen Sie doch um das Vergnügen, dabei helfen zu können, Herr Doktor."

„Das will ich nicht", versetzte Tiefenbach nach

einer Pause. „Ich werde auf jeden Fall den Christbaum ausputzen helfen!"

„Aber wie wollen Sie das möglich machen?" fragte Martha's Mutter.

„Der Mond geht bald auf", erwiderte der Doktor, „und der Abend ist klar. Ich werde selbst in den Wald gehen und einen Christbaum holen. In einer Stunde kann ich zurück sein. Ich habe neulich bei einem Ritt eine Anzahl junger Fichten bemerkt, deren Anblick mich unwillkürlich an den Weihnachtsabend erinnerte. Eine Säge oder eine Axt haben Sie wol im Hause?"

Der Pastor und seine Frau machten zwar allerlei Einwendungen gegen diesen Entschluß, aber Martha schien so erfreut über diesen Gedanken, die Knaben sahen ihn so dankbar an, daß er bei seinem Vorhaben beharrte.

„Ich gehe", versetzte er, „denn ich will um das Vergnügen, worauf ich mich so lange wie ein Kind gefreut, nicht kommen. Vielleicht begleitet mich Herr Kurz?"

Herr Kurz machte bei dieser Zumuthung kein erfreutes Gesicht; die Romantik war nicht sein Fach, und er zog die behagliche Stubenwärme einem nächtlichen Spaziergang durch den schneebedeckten, mondbeschienenen Hain bei Weitem vor. Allein Martha

sah ihn so sonderbar fragend an, es war so offenbar, daß eine Weigerung seinerseits dem ohnehin überlegenen Nebenbuhler allzusehr zu Statten kommen würde. Er sagte daher:

„Ich werde — hm! den Herrn Doktor begleiten. Aber ich möchte mich — hm! doch ordentlich verpacken; ein Katarrh — hm! wäre kein angenehmer Weihnachtsgast."

„Wäre ich nicht darum in Sorgen, daß Herr Doktor Tiefenbach allein einen Unfall haben könnte", bemerkte die Frau Pastorin, „so würde ich Dir rathen, lieber Amandus, daß Du bei uns bliebest. Es wäre bedauerlich, wenn Du Dir eine Erkältung zuzögest und verhindert würdest, am zweiten Feiertag zu predigen. Du hast Dich so sehr darauf gefreut."

„Bitte, bleiben Sie, Herr Kurz!" sagte Tiefenbach. „Es wäre mir sehr unangenehm, wenn mein plötzlicher Einfall Ihrer Gesundheit Nachtheil brächte. Ich bin hier ganz bekannt und kann ohne Bedenken allein gehen!"

„Nein, ich begleite Sie!" versetzte Amandus, der sich vorgenommen hatte, in Martha's Augen nicht als Weichling zu erscheinen.

Nachdem er darauf seinen Hals mit einem tüchtigen Shawl verwahrt, trat er mit Tiefenbach, welchem

die Knaben diensteifrig eine Säge herbeigebracht hatten, den Weg nach dem Tarnauer Walde an.

Um dieselbe Zeit war im Tarnauer Schloß nur das Zimmer erhellt, in welchem die alte Susanne wohnte. Der Kastellan war mit seiner Frau in's Dorf „zum Lichten“ gegangen, und kein menschliches Wesen weilte in den weiten Räumen, als die alte Frau, welche am Rocken saß und spann. Eine Katze lag schlafend auf der Ofenbank; auch das Rothkehlchen in dem hölzernen Käfig hatte sein Flattern eingestellt und saß regungslos auf seinem Stengel und träumte von dem Frühling in fernen Landen, wohin es nicht mit dem Schwarme seiner Gefährten hatte eilen können; — Alles war so still, bis auf das einförmige Ticken der Uhr und das gleichmäßige Schnurren des Spinnrades. Draußen war es nicht minder still und einsam: kein Windhauch fuhr gegen die Fenster, und nur vereinzelt klang das gedämpfte Bellen eines Hundes vom Dorfe herauf. Die gleichmäßige Stille übte auch auf die spinnende Susanne ihre einschläfernde Kraft aus. Erst stockte das Rädchen in kurzen Pausen, dann wurden diese Pausen immer länger, und endlich stand das Rädchen ganz still. Die alte Susanne schlief, das Rothkehlchen schlief, die Katze schlief, und das Ticken der Uhr,

welches allein die tiefe Stille unterbrach, klang wie ein leises Frohlocken darüber, daß sie allein im ganzen großen Schloß unermüdlich sich regte und den Schlaf von sich fern gehalten hatte.

Plötzlich fuhr die Alte auf; sie glaubte Schritte auf dem Korridor gehört zu haben. Sollte der Kastellan schon zurückkommen, und sie so lange geschlafen haben? Sie sah nach der Uhr — ihre Augen konnten nur wenige Minuten geschlossen gewesen sein. Eine jähe Angst kam über sie — da ließen sich auch die Schritte ganz in der Nähe vernehmen — sie eilte nach der Thür, um dieselbe rasch zu verschließen. Aber zu spät! Schon ward sie geöffnet, und ein Mann trat herein. Mit dem erschreckten Ausruf „Brand!" fuhr die Alte zurück und sah mit entsetzten Augen in das wilde Gesicht des Eingetretenen.

„Ja, Brand!" lachte er höhnisch. „Du hast mich also in der langen Zeit doch nicht vergessen, Alte. Es ist lange her, seit ich allabendlich Euch dort unten im Gärtnerhause zu besuchen pflegte."

„Was willst Du, Brand?" sagte Susanne, die sich ein wenig gesammelt hatte.

„Einmal sehen, wie es Dir geht", erwiderte Brand. „Es wird Dir freilich ebenso unangenehm

sein, als Deinem Schwiegersohn, dem Majoratsherrn — klingt das nicht schön, alte Kupplerin? — ha, ha! Der war auch sehr erschrocken, als ich mich neulich unversehens nach seinem Befinden erkundigte — aber man hängt an den alten Orten und an den alten Bekannten."

„Was willst Du hier?" sagte die Alte und machte Miene, die Thür zu gewinnen.

Brand lachte, als er ihre Absicht merkte.

„Laß das nur, Alte. Ich weiß, daß der Kastellan mit seiner Frau in's Dorf gegangen ist, und Niemand außer Dir im Schlosse sich aufhält. Dein Rufen hilft Dir nichts. Außerdem steht draußen noch Einer, der Dich unfehlbar niederschlägt, wenn Du über die Schwelle trittst. Der Brand hat eine gute Schule durchgemacht, und er läßt sich jetzt nicht mehr so über's Ohr hauen, wie Du ihn damals mit Deiner Tochter betrogen hast."

„Das lügst Du!" rief Susanne. „Du weißt recht gut, daß zwischen Dir und Rosa das gute Einvernehmen schon aufgehört hatte wegen Deines Wilderns."

„Das wäre Alles wieder in's alte Gleis gekommen", entgegnete Brand, „wenn Du ihr nicht den Hochmuthsteufel in den Kopf gesetzt hättest.

Mein bischen Wilddieben war es nicht, aber die Liebe des Barons schien euch vortheilhafter, als die eines armen Bauerburschen. Er hat's ihr schön gedankt, ha, ha!"

Er lachte so höhnisch, daß die Alte von einem Frösteln geschüttelt wurde.

„Ich dächte", sagte Susanne ernst, „Du hättest allen Grund, an jene Zeit mit Reue zurückzudenken. Ohne die Güte des Barons säßest Du vielleicht jetzt noch im Zuchthause."

„Oho!" rief der Mann laut. „Hätte ihn nicht das Gewissen wegen der Rose gerührt, er hätte mich wol nicht laufen lassen. Warum hab' ich den Abend auf ihn geschossen? He!? War's nicht blos deswegen, weil er das Mädel in's Grab gestürzt? Und warum? weil er mich einmal um's Haus hatte schleichen sehen und vermeinte, sie stünde noch mit mir im geheimen Einvernehmen. Ich bin der Rose noch gut gewesen, als sie längst des Barons Liebste war — hätte ich sonst mir ihren Tod so zu Herzen genommen, daß ich in der Raserei auf den Majoratsherrn schoß? Der gütige Mann! Warum ließ er mich denn laufen? He!? War's nicht blos deswegen, damit kein öffentlicher Skandal entstünde? Ihm war kein Haar gekrümmt worden, Dank meiner

vor Wuth zitternden Hand; ich ging nach Amerika — und die Sache war abgethan! Fatal ist es nur, daß es mir dort nicht gefallen hat, und ich zurückgekommen bin."

„Und wie!" sagte die Alte traurig.

„Wer hat mich zu dem gemacht, was ich nun bin? He!?" fragte er wild. „Von jenem Tage an, wo die Rose die Augen geschlossen, ist es mir gleichgiltig gewesen, ob ich im Zuchthause oder am Galgen mein Leben beschließen würde. Vielleicht wär's sogar besser für mich gewesen, der Baron hätte mich für das Stückchen Blei, das ich ihm zugedacht, festsetzen lassen, statt die Reise nach Amerika für mich zu bezahlen. — Was ist aus dem Jungen der Rose geworden, dessen Vater ich sein sollte?"

Die letzten Worte klangen weniger rauh, als die vorhergehenden, und die Alte sah ihn fragend an.

„Was ist aus dem Jungen geworden, Alte? Du brauchst nicht zu denken, daß ich Böses gegen ihn im Sinne habe, weil der Baron sein Vater ist; ich möcht' es nur wissen — wegen seiner Mutter. Lebt er, oder ist er gestorben?"

„Er lebt!"

„Wo?" fragte Brand. „Sieht er der Mutter oder dem Vater ähnlich?"

„Was kümmert Dich das? Bist Du deswegen hierher gekommen, um mich danach zu fragen?“ versetzte die Alte und sah ihn mistrauisch an.

„Nein; da wir aber einmal darauf gekommen sind, hätte ich's gern gewußt. Willst Du mir Antwort geben?“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Nun denn zur Hauptsache!“ sagte Brand barsch. „Wo hat der Baron sein Geld?“

„Wahrscheinlich hat er es in die Stadt mitgenommen“, erwiderte Susanne ruhig. „Mir hat er es jedenfalls nicht zum Aufheben gegeben. Wenn Du so abgefeimt geworden bist, Brand, wirst Du auch klug genug sein, zu wissen, daß der Baron sein Geld nicht monatelang im Schloß lassen wird.“

„Werthsachen werden sich auf jeden Fall wol finden“, versetzte Brand kurz und ging nach der Thür. „Heda!“ rief er dem Draußenstehenden zu, „komm' herein und gieb Acht, daß die Alte keinen unnöthigen Lärm macht.“

Ein wüst und unheimlich aussehender Mensch war in's Zimmer getreten; Susanne schauderte unwillkürlich bei dem Anblick desselben.

„Er gefällt Dir wol nicht, Alte?“ fragte Brand lachend, als er das Entsetzen Susannens gewahrte.

„Er ist besser, als sein Aussehen und hat nur eine kleine Abneigung gegen lautes Rufen und kann in diesem Falle nicht für seine Finger stehen. Merke Dir das, wenn Dir Deine Kehle lieb ist. Ich finde mich aus alter Zeit hier noch zurecht und werde wol einige Andenken aufspüren, die des Mitnehmens werth sind.“.

In demselben Augenblicke kam ein dritter Kerl an, dessen Aussehen ebenfalls an Straßenraub und gewaltsamen Einbruch lebhaft erinnerte.

„Hier sind die Schlüssel, welche ich in des Kastellans Zimmer gefunden!“ sagte er und überreichte Brand ein Bund. „Sie werden wol zu den Gemächern oben gehören. Geld war nur wenig da — mit Sachen können wir uns nicht belasten.“

„Dann rasch an's Werk!“ sagte Brand. „Und Du vergiß nicht, was ich Dir eingeschärft“, wandte er sich an den Wächter Susannens; „beim ersten Pfiff — Du verstehst mich — beim zweiten kommst Du uns schnell nach. Wir haben eine gute halbe Stunde Zeit. Gute Nacht, Alte, wir werden uns wol heut nicht mehr wiedersehen. — Wenn der Baron herkommt, grüße ihn von mir und sage ihm, es wären die neulichen Kleinigkeiten, die wir ihm im Walde abgenommen und das, was wir uns heut aneignen werden,

nur eine kleine Abschlagszahlung für das, was er mir genommen. Auch soll er sich nicht die unnöthige Mühe machen, auf mich zu fahnden — er wird den Brand — der Gauner legte einen besonderen Nachdruck auf den Namen — schwerlich ausfindig machen. Vielleicht melde ich mich freiwillig wieder einmal; bis dahin muß er sich gedulden!"

Nach diesen Worten entfernte er sich mit dem einen Spießgesellen und ließ Susanne mit ihrem unheimlichen Gesellschafter, der auf einem Stuhl in der Nähe der Thür Platz genommen hatte, allein zurück. Die Alte, von der Fruchtlosigkeit und Gefährlichkeit eines Hilferufs überzeugt, hatte sich in ihr Schicksal geduldig gefügt und sich stillschweigend wieder an das Spinnrad gesetzt.

Es war eine bange halbe Stunde. Draußen schien der Mond so still, so friedlich, im Zimmer herrschte wieder die alte gleichmäßige Stille, die nur durch das Ticken der Uhr und das Athemholen der beiden Menschen unterbrochen wurde. Oben aber ließ sich der leise, schleichende Schritt der Verbrecher und das unheimliche Oeffnen und Schließen der Thüren hören. Wie langsam und träge kroch der Zeiger an dem Zifferblatt hin, nach welchem Susanne bisweilen ver-

stohlen blickte! Auch dem Wächter schien das unthätige Sitzen langweilig zu werden.

„Die Katze dort auf der Ofenbank hat ein schönes Fell und scheint es gut zu haben — besser, als Unsereins!“ sagte er plötzlich.

Susanne gab keine Antwort. Sie dachte im Augenblick an die Zeit, wo derselbe Mann, der jetzt an fremdem Eigenthum zum Verbrecher ward, als junger Bursche an der Seite ihrer Tochter Rosa die Abende verplaudert hatte, wo ihm der Zeiger der nämlichen Uhr, nach welcher sie jetzt so beklommen schaute, zu schnell von Ziffer zu Ziffer eilte! Was lag Alles zwischen damals und jetzt! Was diese Zeit für sie umschloß, daran hatte sie oft und mit schwerem Herzen gedacht — was mochte sie für den enthalten, der droben von Zimmer zu Zimmer schlich? Eine That, mehr wahnsinnig, als verbrecherisch, hatte ihn in die Fremde getrieben; aber was dazwischen lag, mußte eine lange Kette von Frevelthaten aller Art sein — schon ein Blick auf seine Gefährten reichte hin, um zu beweisen, wie tief der Mann gesunken war, dem sie einst die Hand zum Gruß gereicht in bessern Tagen.

„Seid Ihr taub, Alte?“ fragte der Dieb. „Ich sagte, die Katze hätte ein schönes Fell und würde gut gepflegt — besser als Unsereins.“

„Es hat es Jeder so, wie er's verdient!“ antwortete Susanne kurz.

„Von den Mäusen ist die ebenso wenig fett geworden, wie wir's vom Mausen werden. Es wirft selten etwas Ordentliches ab, außer ein paar Jahren Zuchthaus, wenn man sich fassen läßt! — Wie lange die dort oben kramen!“ setzte er gähnend hinzu und sah nach der Uhr. Nach einer Pause fuhr er fort: „Wär's auf mich angekommen, Alte, so hätten wir Euch Beine gemacht. Ihr würdet schon zu den Plätzen gefunden haben, wo der Baron das Geld untergebracht hat. Aber er wollt' es nicht — es ist wol ein alter Bekannter von Euch? Ihr müßt damals jünger und hübscher gewesen sein, als jetzt; sonst könnte man es nicht begreifen, daß er so viel Federlesens mit Euch macht.“

Wieder trat eine Pause ein; das Geräusch im obern Stockwerk ließ sich nicht mehr vernehmen. Susanne würde an einen unheimlichen Traum geglaubt haben, hätte nicht der wüste Gesell in ihrer Nähe gesessen.

„Ja, ja, sieh' dich nur um, dicke Bestie“, sagte er, als er gewahrte, wie die Katze langsam den Kopf wandte und mit den Augen blinzelte. „Du schielst wol nach dem Bette? Ich glaube, die thut auch den

ganzen Tag nichts, als daß sie aus dem Bett auf die Ofenbank und von der Ofenbank in's Bett kriecht, und dazwischen was Gutes frißt. Was es so ein Vieh kommode hat — besser, als Unsereins! — Endlich!"

Der letzte Ausruf wurde durch die Tritte veranlaßt, welche sich auf der Treppe hören ließen; bald darauf ertönte auch ein leiser Pfiff.

„Hört, Alte", begann der Gauner, „Ihr habt Euch bis jetzt so vernünftig betragen und werdet auch zuletzt nicht erst dumme Geschichten machen. Rufen könnt Ihr, so viel Ihr wollt, hier hört Euch Niemand; aber hinaus dürft Ihr nicht, weder zur Thür, noch zum Fenster. Die Thür werde ich abschließen; damit Ihr aber nicht das Fenster öffnet oder hinausklettert, werde ich Eure Hände an Euren Stuhl festbinden. Es ist unserer Sicherheit wegen nöthig!"

Er nahm bei diesen Worten eine feste Schnur aus seiner Tasche und trat an die Alte heran. Sie sah ihn fest und durchdringend an.

„Haltet Eure Patschen einmal her!" sagte er. „Fester als nöthig ist, werde ich sie nicht zusammenschnüren. Thut's ein Bischen weh, so denkt, daß es nöthig ist, damit uns die Handschellen nicht weh thun."

Die Alte zögerte einen Augenblick.

„Wird's bald?" fuhr er sie rauh an. „Es ist

für Euch besser, wenn ich Euch die Hände zusammenschnüre, als wenn ich Euch dieses Bändchen um Euren magern Hals winde und Euch irgendwo aufhänge, und dazu kann Rath werden, wenn Ihr Euch noch länger sperrt."

Susanne sträubte sich nicht mehr, und der Kerl band ihre Hände rückwärts an den schweren Stuhl fest. In demselben Augenblick ertönte ein zweiter Pfiff. „Reibt Euch morgen, oder wenn Ihr heut Abend noch loskommt, sogleich die Handgelenke mit etwas Spiritus ein, das thut gut! Nun laßt Euch die Zeit nicht lang werden, Alte!"

Er wandte sich zum Gehen, da bemerkte er die Katze.

„Bau, bau!" bellte er sie wie ein Hund an.

Die Katze fuhr auf und spuckte. Der Gauner lachte und sagte:

„Ja spucke nur, dicker, fauler Teufel! Andere werden noch mehr spucken!"

Damit verließ er die Stube, schloß dieselbe von außen ab und ging durch die Hinterthür des Schlosses seinen Spießgesellen nach, die ihn in der Nähe des Parkes mit einem Schlitten erwarteten.

Fünftes Kapitel.

Nachdem Tiefenbach und sein Begleiter das Pfarrhaus verlassen hatten, wanderten sie auf der Landstraße dem Walde zu. Die Nacht war kühl, aber angenehm, und der Mondschein flimmerte auf den Schneekrystallen. Der Kandidat Kurz hatte, als sie in's Freie getreten waren, ein Taschentuch vor den Mund genommen, um sich nicht sogleich der kalten Winterluft auszusetzen. Schweigend ging er neben Tiefenbach her, der über den sonderbaren Schatten des Kandidaten — der hohe Hut, der vielmal um den Hals gewundene Shawl, die tief in den Taschen vergrabenen Hände gewannen in der Verzerrung des Mondlichts eine doppelt komische Gestalt — heimlich lächelte und mehr als einmal wünschte, er hätte die nächtliche Expedition allein angetreten und seinen schweigsamen Genossen, bei dessen Anblick er eigentlich erst den Winterfrost empfand, in der warmen Stube sitzen lassen.

Er war einige Zeit mismuthig, dann achtete er nicht weiter auf seinen Gefährten und hing seinen Gedanken nach. Er dachte zurück an die Zeit, wo er die Tage bis zum Weihnachtsabend als ungeduldiges Kind zählte, wo heimlich vor seinen Blicken der grüne Baum in das väterliche Schloß gebracht wurde, wo er verstohlen hinter der Thür zu seines Vaters Zimmer auf das eigenthümliche Klopfen, das Klappern der Nüsse, das leise Rauschen der geschmückten Zweige horchte, wo er mit seiner kleinen Schwester traulich die Vermuthungen über das, was ihnen einbescheert werden würde, austauschte, wo er um den reichlichen Tisch und den strahlenden Christbaum freudig herumsprang und bald die Geschenke der Schwester bewunderte, bald die seinigen von ihr bewundern ließ, wo die glücklichen Augen der Eltern sich über ihre Freude freuten. Und weiter dachte er an die Weihnachtsabende im Hause seines Pflegevaters, über welche sich schon der melancholische Hauch schmerzlicher Erinnerung breitete, wo ihm die Wachslichter nicht mehr so hell strahlten, die Nüsse nicht mehr so golden glänzten, der grüne Baum nicht mehr so würzig duftete, wie in den Tagen seiner frühesten Kindheit. Er rief sich die Festabende nach dem Tode seines Pflegevaters zurück, die er als Gast mit halbem Anrecht in

freundlichen Familienkreisen verlebt, die Abende, welche er einsam zugebracht. Eine leise Wehmuth beschlich ihn, wenn er daran dachte, daß er auch diesmal als ein Gast, der bei einem solchen ausschließlichen Familienfest immer wie ein Fremder erscheint, den Weihnachtsabend feiern werde, und er fragte sich, wann er wol für den eigenen Tisch den Baum ausputzen, und welches Weib dann mit ihm sich über den Jubel seiner Kinder so freuen würde, wie einst seine Eltern an seiner Freude und der seiner Schwester Theil genommen. Unwillkürlich eilten seine Gedanken zu dem blühenden Mädchen zurück, welches er eben, mit den hausmütterlichen Vorbereitungen zur Ausschmückung des Weihnachtsbaumes beschäftigt, in dem traulichen Pfarrhause verlassen hatte — sollte er in dieser gemeinschaftlichen Arbeit ein Vorzeichen erblicken? Da fiel sein Blick auf seinen vermummten, schweigsamen Begleiter, und das Bewußtsein, daß dieser, wenn auch ein Gast wie er, doch als Verwandter mehr Anrecht an die Familie besitze, verstimmte ihn; und als er sich die Aufmerksamkeit desselben Martha gegenüber in's Gedächtniß rief, da fragte er sich, ob er nicht auch ihr mehr denn je als ein Fremder erscheinen, oder ob ihre Empfindungen den verwandtschaftlichen Vorzug des Kandidaten völlig ausgleichen und

ihm ein Anrecht an ihre Familie einräumen würden.

„Sie werden — hm! den Weihnachtsabend nicht im Hause Ihres Prinzipals zubringen?" unterbrach der Kandidat das Schweigen.

„Nein!" entgegnete der Doktor kurz. „Lebten meine Eltern noch, oder hätte meine Schwester eine eigene Häuslichkeit, so würde ich dort das Fest verleben. Da dies nicht der Fall ist, so bin ich Ihren Verwandten sehr dankbar, daß sie mich nicht meiner Einsamkeit überlassen haben."

„Meine Tante", versetzte der Kandidat, „sprach dieser Tage — hm! ihre Verwunderung darüber aus, daß Sie nicht an der Universität geblieben sind, sondern — hm! eine Privatstellung angenommen haben, die, abgesehen — hm! von persönlichen Unannehmlichkeiten — hm! doch schon um der Unsicherheit willen etwas Misliches ist."

„Unangenehm ist meine Stellung bei Herrn Assessor Kirsch durchaus nicht, wenn sie auch vielleicht in mancher Beziehung etwas zu wünschen übrig läßt. Und was die Unsicherheit anlangt, so wird diese meist für größer gehalten, als sie ist. Es giebt in der That Privatstellungen, beispielsweise die der landwirthschaftlichen Beamten, welche allerdings Besorg-

nisse für die Zukunft erwecken können. Meine Stellung gehört nicht zu diesen. Einmal sind bei dem Aufschwung, welchen das Fabrikwesen genommen, Chemiker gesucht, und es finden sich nicht allzuschwer wieder passende Stellungen; sodann sind sie auch meist mit einem solchen Gehalt verbunden, daß man für unvorhergesehene Fälle etwas zurücklegen kann. Unsicher ist die Zukunft immer, aber diese Unsicherheit ist je nach der Tüchtigkeit und Charakterstärke eine größere oder geringere."

Tiefenbach hatte diese Worte ziemlich scharf ausgesprochen. Der Gedankengang des Kandidaten war ihm klar, und er vermuthete nicht mit Unrecht, daß Martha mit dieser Erwägung, wenn auch unbewußt, in Verbindung stand.

„Uebrigens", fügte er hinzu, „hütet sich ein Prinzipal, einen Beamten, dessen Tüchtigkeit er erkannt hat, um einer Laune willen zu entlassen."

„Vorzuziehen — hm! bleibt in jedem Fall eine Staatsanstellung!" sagte Amandus Kurz nach einer kleinen Pause. „Und meine Tante — hm! wunderte sich nur, daß Sie, obgleich Sie bereits auf dem besten Wege — hm! zu einer Professur waren, denselben wieder verlassen haben."

„Das hatte seinen guten Grund", erwiderte

Tiefenbach. „Die Carriere als Privatdozent ist langwierig und kostet Geld. Mein kleines Erbtheil hatten die Studien und der Aufenthalt in mehreren Fabriketablissements, die ich behufs meiner praktischen Ausbildung kennen lernte, in Anspruch genommen. Aber dies war nicht der einzige Grund!“

Der Kandidat sah ihn erstaunt an.

„Um selbst als Lehrer an einer Universität aufzutreten“, fuhr Tiefenbach fort, „muß man mehr gelernt haben, als das, was etwa zur Ablegung eines Examens erforderlich ist. Es giebt freilich junge, eitle Leute genug, auf welche jenes Schiller'sche Distichon über das kurze Gedärm trefflich paßt, die das, was sie eben kaum mit vieler Mühe selbst gelernt, sofort wieder von sich zu geben den unwiderstehlichen Drang verspüren. Ich gehöre nicht zu diesen so außergewöhnlich begabten Menschen, und weil mein Grundsatz immer der gewesen, daß es besser ist, eine niedrigere Stellung zu bekleiden und ihr völlig gewachsen zu sein, als eine höhere, wo man fortwährend auf Bemäntelung seiner wissenschaftlichen Schwächen bedacht sein muß, bin ich in eine praktische Stellung eingetreten.“

„Haben Sie aber auch nicht — hm! Ihre Fähigkeiten unterschätzt?“ fragte Amandus Kurz, offenbar

in der Absicht, dem Doktor eine Schmeichelei zu sagen.

„Nein!“ antwortete Tiefenbach. „Auch die verschämte Bescheidenheit, welche zumeist nur der Deckmantel der Anmaßung ist, kenne ich nicht. Ich weiß, welchen Aufgaben ich gewachsen bin, welchen nicht.“

„Man ist aber — hm! meist ein unbilliger Richter seiner selbst!“ wandte der Kandidat ein.

„Das heißt, man ist meist zu nachsichtig gegen sich, wollen Sie ohne Zweifel sagen! Das ist leider der Grund, weshalb wir in so vielen Stellen halbe Menschen finden, welche einige Stufen niedriger ihrer Aufgabe gewachsen wären. Ein ganzer Mensch gilt mir auf einem weniger hohen Platze mehr, als ein halber auf einem höheren — jedenfalls ist er der Gesammtheit nützlicher und auch davor sicher, zu unedlen Scheinmanövern und unlauteren Kniffen seine Zuflucht nehmen zu müssen.“

„Sie haben mich — hm! misverstanden!“ versetzte Amandus Kurz. „Ich meine, wir selbst — hm! seien am wenigsten geeignet und erkoren, unsere Talente und Fähigkeiten — hm! recht abzuschätzen, daher auch keineswegs im Stande, zu entscheiden — hm! ob wir einem Amte gewachsen seien oder nicht. Daher müssen wir Anderen — hm! das Abwägen

überlassen und uns bemühen, der Stellung, welche man uns — hm! angewiesen, gerecht zu werden."

„Wenn wir nun aber dieser Stellung nicht gewachsen sind und das selbst herausfühlen?" fragte der Doktor, welcher in Amandus Kurz mit Scharfblick einen künftigen Carrieremacher herausgefunden.

„Auch das können wir — hm! meiner Ansicht nach nicht entscheiden!" antwortete der Kandidat. „Welcher Mensch — hm! fühlt nicht zuweilen eine Schwäche, welche nur vorübergehend ist?"

„Um die vorübergehenden Schwächen handelt es sich nicht, sondern um diejenigen, welche aller Welt offen vor Augen liegen, mit einem Wort, um die klarste Unfähigkeit!" sagte Tiefenbach, welcher recht wol herausfühlte, daß der Kandidat von der Sache abwich.

„Dann ist es — hm! Pflicht derjenigen, welche den Fehler begingen, denselben wieder gut zu machen, vorausgesetzt — hm! daß das angeht. Wenn nicht — hm! so muß der Unfähige in seiner Stellung bleiben und sich mühen — hm! daß der Fehlgriff seiner Gönner nicht allzu grell erscheint."

Um Tiefenbachs Lippen spielte ein verächtliches Lächeln. Das waren die richtigen Grundsätze talentloser Leute, die um jeden Preis Carriere machen

wollen und außerdem noch die Stirn haben, ihre eigene Unfähigkeit Anderen zur Last zu legen. Aber zugleich gestand er sich mit einigem Unbehagen, daß der Kandidat mit diesen Ansichten den Beifall der Pastorin finden und Martha die Aussicht gewähren werde, den Schritt, den ihre Mutter rückwärts gethan, wieder vorwärts zu thun und auf das bescheidene Landpfarrhaus den frischen Glanz neuer Ehren zurückzustrahlen. Er lächelte, halb bitter, halb verächtlich. Dem Blick des Kandidaten war dieses Lächeln nicht entgangen, und er fragte etwas lebhafter, als er sonst zu sprechen pflegte:

„Meine Auffassung — hm! scheint Ihren Beifall nicht zu finden?“

„Wenn Sie diese Vermuthung auf mein Lächeln begründen“, erwiderte Tiefenbach, „so irren Sie wenigstens in sofern, als dasselbe keine Kritik Ihrer Ansichten enthalten sollte. Ich stellte mir im Augenblick eine lange Leiter vor, auf der, Sprosse für Sprosse, bis oben hinauf lauter unfähige Menschen sitzen. Es müßte einen komischen Anblick gewähren, zu sehen, wie sich jeder auf seinem Platze unsicher fühlt und ängstlich unter sich blickt und einen Menschen gewahrt, der sich ebenso unsicher fühlt und wieder unter sich blickt. Es mag solche Leitern geben

— Ihrer Ansicht nach sind sie wenigstens nicht unmöglich — aber ich bin froh, daß ich auf dieser Leiter keine Sprosse einnehme; ich würde mich so unbehaglich darauf fühlen, wie auf der Leiter zum Galgen. Aber lassen wir das, und sehen Sie sich lieber diese herrlichen, schneebedeckten Kiefern an! Wie träge stehen sie da unter der Last des Schnees, wie schläfrig! und doch lauern sie nur auf das Signal des Windes, um ihre Last abzuschütteln!"

„Wenn es nur nicht — hm! so kalt wäre!" sagte Amandus Kurz und ging mismuthig neben Tiefenbach her. „Sind wir denn nicht bald bei Ihren Christbäumen?"

„Wir haben noch ein gutes Stück zu gehen!" lautete die Antwort. „Diese Kiefern haben längst die Jugendzeit hinter sich, wo sie als Christbäume benutzt zu werden hoffen konnten. Sie gleichen den Vätern und Müttern, welche zu alt sind, um noch am Tanz Theil nehmen zu können und sich mit der Erinnerung an die Tage, welche vorüber sind, trösten müssen."

Sie gingen weiter. Der Mond blickte verstohlen zwischen den dicken Stämmen und dichten Zweigen hindurch, welche den Weg dunkler machten. Kein Lüftchen regte sich, und selbst die kleinen Wölkchen, welche die leuchtende Scheibe des Mondes umgaben,

schienen am Firmamente festgebannt. Es war eine winterliche Stille, so tief, daß man den Schnee, der sich an den Zweigen leise lockerte, knirschen hörte.

Eine Zeit lang wanderten Beide schweigend dahin, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Amandus Kurz ärgerte sich über die Länge des Weges und machte sich Vorwürfe, daß er der romantischen Grille des hämischen Tiefenbach nachgegeben, und statt ruhig und gemächlich zu Hause zu bleiben, seine Predigt im Fall eines Halskatarrhs auf's Spiel gesetzt habe. Tiefenbach dachte, wie viele Christbäume wol aus der Mitte dieser jetzt so mächtigen Stämme vor langen, langen Jahren geholt worden seien; daß die Kinder, welche damals gejubelt, nun längst als müde Pilger die Ruhe des Grabes aufgesucht, daß die Menschen zwar wechselten und Geschlechter den Geschlechtern Platz machten, daß sie aber gleich wären in ihren Tugenden und Thorheiten; daß der stille Mond da oben, der ewige Gefährte wolkenloser Nächte, schon vor Jahrhunderten Liebe und Güte und Neid und Eitelkeit geschaut und nach Jahrhunderten noch dieselben Empfindungen bei den Menschen wahrnehmen werde.

„Herr Kurz“, sagte er plötzlich, „Sie kommen aus der Hauptstadt. Können Sie mir vielleicht über einen

Kandidaten Möllen, welcher Hauslehrer bei Herrn von Fromhügel war, Auskunft geben?"

„Ich kenne ihn — hm! obwol er nicht in den Kreis derjenigen gehört, mit welchen ich verkehre!" entgegnete Amandus vorsichtig.

„Eine Stelle hat er noch nicht?" fragte Tiefenbach nicht minder vorsichtig.

„Nein; er bemüht sich auch nicht darum, obgleich es ihm — hm! bei dem Wolwollen des Professors Reinbeck leicht sein würde — hm! eine gute Pfarre zu erhalten. So viel ich weiß, arbeitet er — hm! für eine Zeitung, die sehr freisinnige Tendenzen verfolgt. Er wird sich dadurch — hm! nicht empfehlen."

„Haben Sie früher als Student mit ihm verkehrt? — Er muß in Ihrem Alter sein!"

„Ja, allein unsere Ansichten — hm! wichen in vielen Punkten von einander ab, und ich glaube — hm! er hatte über viele Grundsätze — hm! unserer Kirche freie Ansichten, welche sich — hm! mit dem Amt nicht vertragen."

„Aber ich finde es gerade ehrlich, daß er mit seinen Ansichten sich nicht um ein Amt zu bewerben wagt. Meinen Sie nicht, Herr Kurz?"

Diese Frage brachte den Kandidaten einigermaßen

in Verlegenheit; erst stotterte er etwas, dehnte dann mehrere Hm! heraus und sagte endlich:

„Eigentlich ja! vorausgesetzt — hm! daß er seiner Zweifel nicht mehr Herr werden kann. Aber das kann man, auch wenn man hier oder da unsicher ist, wenn man nur — hm! glauben will. Dann verlieren sich die Zweifel von selbst, und man wundert sich — hm! wie man bei einzelnen Punkten — hm! hat zweifeln können."

Der Kandidat sprach mit einem gewissen, leidenschaftlichen Eifer, als ob er auf der Kanzel stünde, und die ehrwürdigen Bäume des Waldes sündhafte Menschen wären; um so unangenehmer berührte ihn die Frage Tiefenbachs, ob er aus eigener Erfahrung spreche.

„Nein, Gott sei Dank, weiß ich mich — hm! frei von derartigen Versuchungen!" sagte der Kandidat und warf einen frommen Blick nach oben. „Möllen — hm! ist ein Mensch, der eitel ist auf seinen Scharfsinn und sich — hm! darin gefiel, den festen Bau der Dogmen zu untergraben. Aber seine Zweifel — hm! sind Mäuse, die einen Fels benagen."

„Sie beurtheilen ihn falsch!" sagte Tiefenbach bestimmt. „Ich kenne ihn besser — und da Sie von seinen Zweifeln wissen, so kann ich Sie versichern,

daß Ihnen Ihre Glaubensstärke nicht mehr Ruhe gewähren kann, als ihm seine Zweifel Unruhe bereiten."

Es trat eine peinliche Pause ein; Tiefenbach war durch das Urtheil seines Begleiters sehr verstimmt, und er machte sich Vorwürfe, daß er dasselbe herausgefordert habe. Und als er wieder die helle Scheibe des Mondes hinter den Kiefern hervorleuchten sah, da kam es ihm vor, als ob der Mond ihm sagen wolle, daß er vor Jahrhunderten noch andere Eigenschaften bei den Menschen wahrgenommen und auch nach Jahrhunderten noch wahrnehmen werde, nämlich tugendhafte, aber schwere Seelenkämpfe und glatte, selbstgerechte Heuchelei.

Kurz ging wieder schweigend neben ihm her; ein stilles Lächeln schwebte auf seinen Lippen, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob es Selbstzufriedenheit oder Mitleid mit Tiefenbach ausdrückte.

„Ich will Ihnen gern glauben", sagte er nach einer Pause, gleichsam als fühlte er die Nothwendigkeit, den unangenehmen Eindruck, welchen seine Worte auf Tiefenbach gemacht hatten, zu verwischen, „ich will Ihnen recht gern glauben — und Ihr Urtheil ist darin — hm! jedenfalls unbefangener, als das meinige — daß Möllen aus innerem Bedürfniß über

gewisse Fragen sich klar zu werden bemüht ist. Aber Sie werden mir einräumen, daß es — hm! unklug ist, seine Bedenken nicht für sich zu behalten und sich — hm! an maßgebender Stelle in den Ruf eines Radikalen zu bringen. Diese Schatten, diese trüben Zweifel — hm! werden, so Gott will, der innern Erleuchtung weichen; dann aber wird seine Umkehr — hm! den Anschein erregen, als ob sie aus Lebensklugheit erfolgt wäre, und man wird ihn — hm! für einen Heuchler halten und ihn mit mistrauischen Augen überwachen. Er wird nicht der Erste sein, dem es so ergeht; ich kenne — hm! Andere, die sich in gleicher Lage befanden und dann hinterher klagten, daß man sie in einem — hm! engen Wirkungskreis festhielte. — Als ob man wichtige und einflußreiche Stellen an Leute vergeben könnte, welchen man — hm! nicht völlig vertrauen darf! Möllen handelte zum mindesten — hm! sehr unvorsichtig!"

Die Reihe zu lächeln war nun an Tiefenbach. Die ganze Auslassung des Kandidaten Kurz war von jesuitischem Geiste durchweht, aber es fehlte ihm die raffinirte Schlauheit, um seine eigenen Absichten zu maskiren. Daß der junge Mann, der einen so komischen Schatten warf, eins von jenen nicht gerade seltenen Exemplaren war, welche trotz der zur Schau

getragenen geistlichen Demuth einen recht starken weltlichen Ehrgeiz besitzen und für ihre rühmliche Frömmigkeit zum wenigsten einträgliche Stellen als Lohn beanspruchen, daran zweifelte Tiefenbach nicht mehr; aber für einen gefährlichen Pfaffen hielt er ihn trotzdem nicht: Amandus Kurz erschien ihm zu plump, zu wenig gerieben.

„Wer weiß", entgegnete er auf die letzte Bemerkung des Kandidaten, „ob Möllen nicht überhaupt die Absicht hat, die eingeschlagene Laufbahn ganz aufzugeben. — Sehen Sie, ist das nicht ein reizendes Bild? bleiben Sie stehen!"

Sie waren an eine Waldwiese gekommen, die sich lang hinzog. Der Mond warf seine Strahlen auf die beschneite Fläche, die wie ein weißes Tuch ausgebreitet dalag und an den Säumen von dem dunklen Schatten der Bäume wie mit einer Borde eingefaßt war. Mitten auf der Wiese standen sechs Rehe, die eben noch geäst zu haben schienen; jetzt streckten sie die Köpfe in die Höhe, unruhig lauschend, als ob irgend etwas ihre ängstliche Aufmerksamkeit erregt hätte.

„Sehen Sie diese prächtigen, schlanken Thiere!" flüsterte Tiefenbach seinem Begleiter zu. „Sie sind unruhig. Ob sie von uns trotz dieses schützenden

Stammes Wind bekommen haben? Doch nein! — sie scheinen von der andern Seite her Gefahr zu wittern."

In demselben Augenblick ertönte der Knall einer Peitsche, und das Rudel Rehe floh in sturmgeschwinder Hast über die Wiese dahin, dem entgegengesetzten Waldrevier zu, und gespensterhaft jagten die langen Schatten neben ihnen her und verloren sich in der dunklen Linie, welche der Schatten der hohen Föhren bildete. Tiefenbach und Kurz, welche den flüchtigen Thieren nachgeschaut hatten, richteten jetzt ihre Blicke nach der Seite, woher sie den Knall vernommen hatten.

Sie gewahrten einen jungen Mann, der an dem gegenüberliegenden Waldrande gestanden haben mußte und jetzt, die Büchse im Arm, quer über die Wiese dem Fahrweg zuschritt. Tiefenbach erkannte ihn an dem leisen Hinken — es war der Jägerbursche Rudolph Schwarz. Eben wollte er ihm zurufen, als ein zweispänniger Schlitten sehr rasch daherkam und an Tiefenbach und seinem Begleiter vorüberfuhr. Der Jägerbursche hatte ebenfalls einen Augenblick Halt gemacht und das schnell vorübereilende Fuhrwerk gemustert. Vier Männer befanden sich darin, von denen zwei auf dem Vordersitz, zwei auf dem Rücksitz saßen; zwischen ihnen stand, wie Tiefenbach zu bemerken glaubte, eine schwarze Kiste.

Inzwischen war Rudolph näher gekommen, und Tiefenbach, der mit seinem Begleiter aus dem Schatten der Kiefer herausgetreten war, wünschte ihm einen guten Abend.

„Das war eine verunglückte Jagd, Herr Schwarz", sagte er; „ich hoffe, nicht wir, sondern jener Schlitten ist für den kräftigen Bock der Lebensretter geworden!"

„Der nichtswürdige Schlitten hat uns um unsern Weihnachtsbraten gebracht!" sagte der Jäger und hängte seine Flinte um.

„Gönnen Sie dem schönen Thier doch die kurze Frist, welche ihm der Peitschenknall verschafft hat!" tröstete der Doktor.

„Ich bin ihm schon so lange nachgegangen und hätte ihm heut gern den Garaus gemacht", versetzte Rudolph mismuthig. „In die Pfanne kommt er noch, das hat seine Richtigkeit, aber man ist doch verdrießlich, wenn man so lange umsonst im Schnee gestanden hat. Kannten Sie einen der Männer?"

„Wie sollt' ich?" fragte Tiefenbach. „War Ihnen keiner bekannt? Sie blieben ja stehen und musterten den Schlitten."

„Nein! sie waren mir fremd — nur Einer erweckte eine alte Erinnerung in mir; aber das ist un-

möglich, der ist viele Meilen von hier, und nur eine Aehnlichkeit täuschte mich."

„Wen meinen Sie?" fragte Tiefenbach.

„Meinen alten oberschlesischen Freund Schwenk!" lautete die Antwort.

Der Doktor lachte und sagte:

„Der wird gewiß schon seinen Feiertagsbraten in Sicherheit gebracht haben und würde schön lachen, wenn er wüßte, daß Sie ihn in diesem Walde gesehen zu haben glauben und ihm die Verscheuchung des Rehbocks zur Last legen."

„Sie haben gewiß Recht, Herr Doktor!" versetzte Rudolph. „Aber man hat seinen Aberglauben, und Sie können versichert sein, daß ich, als der Schlitten vorbeifuhr, eine Art Jucken im Zeigefinger und eine Lust, die Büchse heraufzunehmen, verspürte."

„Das ist ganz natürlich", entgegnete Tiefenbach, „weil bei der täuschenden Aehnlichkeit Ihr alter Groll erwachte. Schwenk ist entweder in seiner oberschlesischen Ziegelei oder wildert und freut sich, daß Sie ihm nicht mehr auf den Fersen sind."

„Mir ist's schon recht!" sagte der Jägerbursche. „Aber ich machte mir auch nichts d'raus, wenn wir uns hier einmal träfen und endlich einmal unsere alte

Rechnung in's Reine bringen könnten." — Er klopfte dabei kräftig auf seine Büchse.

„Doch was führt Sie zu so ungewöhnlicher Stunde in den Wald?" fügte er hinzu.

Tiefenbach erzählte den Zweck seines Weges und stellte ihm den Kandidaten, welcher mit vornehmer Zurückhaltung etwas abseits gestanden hatte, vor.

„Da kann ich Ihnen helfen, Herr Doktor!" sagte Rudolph. „Auch ich muß einen Christbaum mitnehmen. Der alte Heidtner putzt alljährlich einen Baum aus; denn, sagt er, ohne Christbaum kein Weihnachtsabend! Und er hat Recht. Freilich gehören auch Karpfen, Sauerkraut, Rauchfleisch und Mohnklöße dazu. Das schmeckt nie so gut, als zu Weihnachten."

Die Drei gingen eine kleine Strecke zusammen bis zu einer Niederung, wo Rudolph bereits eine kleine Fichte für sich ausgezeichnet hatte. Nachdem auch Tiefenbach einen schönen Baum erhalten, wanderten sie noch wenige Minuten zusammen, bis der Weg nach der Oberförsterei abbog, und Rudolph sich von ihnen trennte.

Auf dem Heimweg erzählte Tiefenbach, veranlaßt durch die Frage des Kandidaten nach jenem mehrmals erwähnten Schwenk, so viel von jener Geschichte, als er thun konnte, ohne die ihm bei jenem Ritt von

dem Jägerburschen bewiesene Offenheit zu misbrauchen. Nachdem er seine Erzählung beendigt hatte, sagte Amandus Kurz:

„Der Jägersmann scheint ein etwas — hm! roher Mensch zu sein!“

„Sie haben nicht ganz Unrecht!“ gab Tiefenbach zu. „Allein er ist eine durch und durch gesunde Natur, und Sie können überzeugt sein, daß er mit einem Fürsten nicht weniger gerade sprechen würde, als mit uns. Je seltener solche Menschen sind, deren ursprüngliches Wesen noch nicht von der Lüge der sogenannten guten Gesellschaft übertüncht ist, um so mehr heimelt diese naturwüchsige Frische trotz des Anflugs von Rohheit an.“

Amandus Kurz erwiderte nichts auf diese Ansicht; er fand sie romantisch, wie den ganzen nächtlichen Spaziergang, und ebensowenig, wie er diesen zum zweiten Male unternommen hätte, war er geneigt, die Vorliebe des Doktors für solche gesunde Naturen zu theilen.

Als die beiden Wanderer im Pfarrhause anlangten, wurden sie mit freudigen Gesichtern und erwärmendem Glühwein empfangen, und der Doktor hatte das Vergnügen, mit Martha und deren Brüdern allein — der Kandidat entschuldigte sich mit seinen erstarrten Händen — den Christbaum auszuputzen. Der beste Lohn

aber wurde ihm von Marthas Lippen zu Theil; denn als das schöne Werk vollendet war, da flüsterte sie leise:

„Das war prächtig von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie den Baum geholt haben. Meinem Vetter wird hoffentlich weder der Spaziergang, noch das kleine Abenteuer etwas schaden.“

Und ein freundlicher Blick, so freundlich, wie ihn Tiefenbach noch nie aus ihren Augen hatte strahlen sehen, begleitete ihre Worte. Noch auf dem Heimwege dachte er an diesen schönen Blick, aber er dachte auch an den Vetter, welcher offenbar der Günstling der Pastorin war und bei seinem Wesen jedenfalls Aussicht genug besaß, eine gute Carriere zu machen. Seine Gedanken blieben schließlich bei dem Kandidaten haften, und er erwog noch einmal das mit ihm geführte Gespräch. Würde wol, fragte er sich, Amandus Kurz gerade so sein, wenn er einen andern Lebensberuf erwählt hätte, oder hatte hier die Rücksicht auf das Amt seinem Charakter die eigenthümliche Färbung gegeben? Er wußte keine Antwort darauf, aber darüber war er sich klar, daß Amandus Kurz schwerlich auf den Namen eines edlen Menschen Anspruch machen dürfe, und Martha zu bedauern wäre, wenn sie ihm, getrieben von der Eitelkeit ihrer Mutter, ihre Hand reichte.

Sechstes Kapitel.

Der Weihnachtsabend war gekommen. In den Häusern der wolhabenderen Landbewohner strahlten kleine Christbäume, ja selbst die Fenster der niedrigsten Hütte, welche dieses prunkenden Festschmucks entbehrte, verkündeten durch den helleren Glanz eines bunten Wachslichtes den Tag der Freude, und der Jubel der frohen Kinder, die beste Weihnachtszierde, bewies, daß auch in ihr das Christkind seine Einkehr gehalten.

Im Mangwitzer Schlosse deutete nichts auf die Wiederkehr des schönen Abends: der Weihnachtsbaum fehlte, es fehlte der Jubel der Kinder. Zwar lagen da einige Geschenke, wol füllten die landesüblichen Gerichte den Speisetisch; aber im Nebenzimmer stand kein geschmückter Baum, keine ungeduldige Kinderschaar erwartete mit Sehnsucht die Beendigung des Mahls — es war ein Abend, wie andere, still, einförmig und einsam. Aber weil gerade an keinem andern Tage das Glück tiefer, das Leid schmerzlicher empfunden

wird, als an diesem Allerweltsfreudentage, an welchem der Greis sich durch die Lust der Enkel wieder verjüngt, ein Band des Friedens alle Familienglieder umschlingt, und der Frühling im Herzen des Winters draußen auf öder Flur spottet, so empfand auch die alte Besitzerin von Mangwitz die Stille und Einsamkeit ihres Schlosses mehr, als an irgend einem andern Tage des Jahres.

Sie dachte an die armen Bewohner des Dorfes, des Hofes, die sich jetzt des Abends freuten; sie gedachte des Jubels, welchen ihre Geschenke da drüben unter den Kindern des Gesindehauses wachgerufen — die Aermsten waren froh und glücklich, und sie, obwol gesegnet mit allen Gütern dieser Erde, war einsam und traurig wie immer; aber nie hatte sie ein lebendigeres Gefühl davon gehabt, als gerade heute. Ihre Tochter weilte in der Ferne, und ihr Herz sagte ihr, daß der äußere Glanz des Lebens wol schwerlich die Leere im Innern verdecken werde; ihr Sohn saß neben ihr, einsam wie sie, inmitten der Güter, nach welchen die Armuth so verlangend ihre Blicke erhebt, und die doch nicht das Glück dieser Erde ausmachen.

Die traurige Stille erlitt eine Unterbrechung durch die Ankunft des Mannes, welcher die Postsachen zu bringen pflegte. Der Assessor reichte seiner Mutter

einen Brief, welchen Melanie geschrieben hatte; ein Packet und einen Brief, welche an den Doktor adressirt waren, übergab er dem alten Diener, um sie in Tiefenbachs Stube zu legen, damit er sie bei seiner Rückkehr aus dem Pfarrhause gleich fände; er selbst ging an die Lektüre einiger Geschäftsbriefe. Als er damit zu Ende war, übergab ihm die Mutter den Brief ihrer Tochter zum Lesen.

„Nun, was meinst Du, Konstantin?“ fragte Frau Oberamtmann Kirsch, als der Sohn den Brief wieder in das Couvert gesteckt hatte.

„Daß er mich einigermaßen unbehaglich berührt“, versetzte der Assessor.

Ueber das Angesicht der Matrone flog ein leichter Schatten der Enttäuschung.

„Ich glaube, Konstantin“, sagte sie, Du wirst Deine Schwester nie völlig gerecht beurtheilen.“

„Ich gebe zu, daß das in unsern verschiedenen Naturen seinen Grund hat“, antwortete Konstantin. „Ich bin nüchtern, und Melanie ist eine romantische, ja vielleicht überspannte Frau. Ich hatte das Beste von jenem erschütternden Eindruck gehofft, den sie am Krankenlager des Generals empfangen; die entsagungsvolle, reuige Rückkehr zu dem, was ihr die Pflicht

auferlegte, schien mir auf eine glückliche Krisis in ihren Anschauungen und Empfindungen zu deuten."

„Und hat sie nicht treu ausgeharrt am Krankenlager ihres Mannes, bis zu seiner Genesung?" fragte die Mutter. „Konstantin, unterschätze nicht die entsetzliche Aufgabe, an der Seite eines zwischen Tod und Leben schwankenden Mannes die gleichförmigen Stunden hinzubringen, ohne daß das Herz mit andern Empfindungen bereichert worden, als mit denen bitterer Selbstanklagen."

„Ich unterschätze das nicht, Mutter", erwiderte der Assessor, „aber ich hatte mir eine nachhaltigere Wirkung davon versprochen. Dieses Erkennen ihrer Pflicht, ihre Zerknirschung, aus welcher der Entschluß entwuchs, der Aufgabe, welche sie übernommen, und unter allen Umständen erfüllen mußte, endlich gerecht zu werden, ließ mich eine Gesundung von ihren überreizten Ansichten erwarten. Ich habe mich getäuscht!"

„Aber ich bitte Dich, Konstantin!" rief die Matrone, „hat nicht Melanie die schwere Aufgabe, welche ihr geworden, erfüllt, wie man es in ihren Jahren nur erwarten kann? Sind nicht die wenigen Briefe ihres Mannes, welche er uns seitdem geschrieben, voll von der rührendsten Zärtlichkeit und wärmsten Anerkennung ihrer treuen und aufopfernden Hingabe? Ihre Selbst-

entäußerung, Konstantin, kann in ihrem vollen Umfange nur eine Frau beurtheilen. Kannst Du ihr denn jetzt noch nicht den Fehltritt verzeihen, der weniger ihr, als Andern zur Last fällt, und für den sie so hart gebüßt hat?"

„Ich habe ihr verziehen!" sagte der Sohn bestimmt. „Aber ich sehe mich in meinen Erwartungen getäuscht. Es giebt eine Periode, in welcher jeder Mensch mehr oder minder Thorheiten begeht, und wer hat mehr Ansprüche, daß sie vergeben und vergessen werden, als die Jugend, namentlich, wenn man sieht, daß eine gesunde Auffassung des Lebens und seiner Anforderungen Platz gegriffen hat? Melanie aber ist aus einer Krankheit in die andere verfallen. Sie läßt sich an dem Leben, wie es ist, nicht genügen, sondern verlangt mit krampfhafter Sucht gerade nach dem, was ihr versagt ist."

„Aber welchen Vorwurf willst Du ihr jetzt machen?" fragte die Matrone unsicher, denn die bestimmte Redeweise begann bereits ihr Urtheil über die Tochter wiederum zu beeinflussen.

„Das, was Melanie die Leere ihres Herzens nennt", antwortete Konstantin, „suchte sie das erste Mal durch unerlaubte — oder wenn wir ihr glauben dürfen, was ich gern thun will — durch ein uner-

laubtes Verhältniß auszufüllen. Jetzt sucht sie für die Unbefriedigung ihrer reichen Seele Ersatz in der Freundschaft mit der Gräfin Hohenstern, und ich muß gestehen, daß mir gerade diese Freundschaft im höchsten Grade mißfällt und ganz geeignet scheint, das noch so unsichere, kaum gewonnene Gleichgewicht Melaniens wieder zu stören. Die Schwärmerei für die neue Freundin, welche dieser Brief athmet, macht mich bedenklich für Melaniens Zukunft."

„Aber warum, lieber Konstantin?" fragte die Mutter sanft.

„Weil die Gräfin eine durch und durch kranke Natur ist", erwiderte der Assessor, „und die Krankheit des Gemüths ist ansteckend und doppelt gefährlich, wenn der Boden dafür so empfänglich ist, wie Melaniens sentimentales und unselbständiges Wesen. Diese Gräfin ist eine gefährliche Frau, und sollte der traurige, nach dem Urtheil der Aerzte jedoch nicht unmögliche Fall eintreten, daß der General trotz der durch seine Pensionirung gewonnenen Ruhe die Folgen seiner Verwundung nicht überwindet und stirbt, so würde diese Frau einen so unbeschränkten Einfluß gewinnen, daß mir schon bei dem bloßen Gedanken an diese Möglichkeit um Melanie bange wird."

„Ich glaube, Konstantin, die zärtliche Schwär-

merei Melaniens, gegen welche Du immer ankämpftest, nimmt Dich gegen diese Frau mehr als billig ein."

„Ich kenne diese Frau noch von der Zeit her, als ich in der Hauptstadt lebte. Sie war ein reizendes, anziehendes, aber etwas phantastisches Mädchen. Sie heirathete, vielleicht aus Caprice, vielleicht von äußeren Rücksichten bewogen, einen ältlichen Mann, der sie auf Händen trug. Sie fühlte sich unglücklich und machte kein Hehl daraus; denn sie wußte wol, daß junge, unglücklich verheirathete Frauen, wenn sie schön und liebenswürdig sind, ein doppeltes Interesse einflößen. Und dieses Bewußtsein, fürchte ich, tröstete sie über ihr Unglück, bis sie nach zwei Jahren durch den Tod ihres Mannes ihre Freiheit wiedergewann. Wie zu erwarten, heirathete sie wieder — einen Kavalier, jung, schön und liebenswürdig. Die bis zur Anbetung gesteigerte Liebe, welche sie während des Brautstandes dem Erkorenen entgegenbrachte, ließ hoffen, daß ihre Ehe ihnen schon auf Erden das Paradies bereiten werde. Aber schon nach einem halben Jahre war eine kühle Entfremdung zwischen ihnen eingetreten, und nach zwölf Monden war der Unfriede so groß, daß sie geschieden wurden."

„Vielleicht lag die Schuld an dem Gatten", wandte Frau Oberamtmann Kirsch ein.

„Nein, sie lag an der Gräfin!“ versicherte der Assessor. „Solche Frauen werden und müssen mit jedem Manne, wie beschaffen er auch sein mag, sich unglücklich fühlen. Sie konstruirte sich das Ideal eines Mannes und konnte es nicht ertragen, daß der Gatte dem geträumten Halbgott nicht entsprach. Die hochgespannten, über die Wirklichkeit hinausgehenden Forderungen, welche wir an die Menschen stellen, sind ebenso geeignet, das Unglück in's Haus zu rufen, als die unmäßigen Ansprüche, welche wir an's Leben machen. Der Wahn, daß man ein besseres Loos verdient habe und vom Schicksal hart behandelt werde, sowie das Verlangen, daß die Menschen vollkommene Wesen sein müßten, erzeugt jene Unzahl von bedauernswerthen Geschöpfen, welche sich und Andern zur Last sind. Die Gräfin ist eine solche bejammernswerthe Frau, und ich fürchte, Melanie hat viel Anlage, es auch zu werden.“

„Ich glaube, Du überschätzest die Gefahr, welche diese Frau Deiner Schwester bringt“, bemerkte die Matrone.

„Keineswegs! Beide haben so ziemlich die nämlichen Erfahrungen gemacht, Beide haben einen sympathischen Zug, welcher sie aneinander fesselt, und die Gräfin glaubt die innere Zufriedenheit gefunden

zu haben. Liegt da nicht die Befürchtung nahe, daß Melanie eben daselbst die Ruhe ihres Herzens sucht, wo sie die Gräfin zu finden vermeinte?“

„Und wäre das nicht herzlich zu wünschen?“

„Nein! Denn die Gräfin hat sich einer schwärmerischen religiösen Richtung in die Arme geworfen, welche nichts weniger als gesund ist; man behauptet sogar, sie sei heimlich, blos aus Schwärmerei, zum Katholizismus übergetreten und werde nur durch die Rücksicht auf ihren alten Vater bewogen, den Schritt vorerst noch zu verbergen. Die Frömmigkeit aber, welche scheinbar durch das Unglück, in Wahrheit jedoch durch Schwäche und Sentimentalität erzeugt wird, ist krankhaft und gefährlich. Denn sie ist oberflächlich, eine unklare Selbsttäuschung, ja sogar eine Art von Koketterie. Für ein derartiges eingebildetes Unglück hat auch die Religion keinen Trost. Die krankhafte Unbefriedigung des Herzens, deren Grund der Mensch nur in seinen überreizten Forderungen zu suchen hat, kann einzig und allein durch die Rückkehr zu nüchterner, treuer Pflichterfüllung geheilt werden. Thätigkeit, rege Thätigkeit, die wenig Muße zum Nachdenken über sich selbst läßt, ertödtet einzig und allein krankhafte Empfindungen. Dies erfordert Energie und Anfangs einen gewissen Grad von Selbstverleugnung, und weil Melanie

eine schwache und weiche Natur ist, so droht die Gefahr, daß sie der Gräfin nachwandelt, statt sich zu einer gesunden Auffassung des Lebens emporzuraffen."

„Du denkst stets nur an die vielseitige und zerstreuende Thätigkeit des Mannes, lieber Konstantin, und vergißt darüber ganz, daß der beschränkte Wirkungskreis einer Frau und ihre den Geist weniger in Anspruch nehmende Arbeit nicht diese Gewalt über ihre Empfindungen ausüben und die Leere ihres Gemüths schwerlich ausfüllen können."

„Das möchte ich bezweifeln!" entgegnete der Assessor. „Die mechanische Arbeit ohne den Willen, sich selbst zu bezwingen, bewirkt es freilich nicht. Aber solchen Frauen, wie die Gräfin und Melanie, fehlt nicht blos der Wille, es fehlt ihnen auch eine geregelte Thätigkeit. Ihre Arbeit ist fast nur eine Spielerei, aber keine Lebensaufgabe, wie sie des Weibes würdig ist. Frei von allen Sorgen für's Leben, ohne Mann, ohne Kinder, ohne die Neigung, zum Wol Anderer etwas zu wirken, hat die Gräfin nichts als Muße, sich unglücklich zu fühlen und sich mit Bibelstellen zu trösten, und Melanien wird es nicht anders ergehen, mag ihr Mann seine Gesundheit wieder erlangen oder sterben. Das Leben solcher Frauen gleicht dem Leben der Libellen: sie flattern

rastlos und unstät umher und blenden den Blick, aber nur aus der Ferne; nützlich sind sie für Niemand!"

„Aber, Konstantin, Du wirst doch nicht verlangen, daß eine Frau in ihrer Stellung waschen oder kochen soll?"

„Besser ist dieses auf jeden Fall, als ein herzquälender Müßiggang! Allein zwischen diesen und jenen Arbeiten liegt ein weites Feld, auf welchem eine Frau wie die Gräfin oder Melanie sich nützlich machen kann. Mögen sie für öffentliche Wolthätigkeitsanstalten wirken; das ist eine umfangsreiche und edle Aufgabe, und wem liegt sie näher, als denjenigen Personen, welchen Angehörige fehlen, für welche sie sorgen müssen oder können?"

„Melanie hat ihren Mann, die Gräfin, wie Du sagst, ihren Vater."

„Ja, aber die Gräfin kümmert sich um ihren Vater gar nicht, und wie lange bei Melanie die Sorgfalt für ihren Gatten anhalten wird, ist mehr als fraglich. Konsequenz ist eine Tugend, welche man bei Frauen überhaupt selten findet, am wenigsten aber bei Frauen von Melaniens Gemüthsart."

„Kennst Du die Frauen so gut, lieber Konstantin?" fragte die Matrone lächelnd. „Du überraschest mich mit Deinem Urtheil!"

„Vielleicht kenne ich sie deshalb so gut, weil ich verhältnißmäßig spät mit ihnen in Berührung gekommen bin, zu einer Zeit, wo ich bereits mit dem Kopf, nicht blos mit dem Herzen urtheilte.“

„Dein Urtheil scheint im Ganzen nicht günstig ausgefallen zu sein“, sagte die Matrone mit einem halb traurigen Lächeln. Sie dachte im Augenblick daran, wie ganz anders der Weihnachtsabend sein würde, wenn eine Schwiegertochter und muntere Enkel in diesem Zimmer mit ihr weilten.

Konstantin gab keine Antwort, sondern ging nach der Zeitung, um, wie er allabendlich zu thun pflegte, der Mutter dasjenige vorzulesen, woran sie Interesse nahm.

„Und meinst Du“, fragte Frau Oberamtmann Kirsch, „daß ich Melanien Dein Urtheil über die Gräfin mittheilen und ihr ein wenig Zurückhaltung anempfehlen soll?“

„Das würde wenig fruchten!“ entgegnete der Sohn. „Sie hält es vielleicht für eine Art von Verleumdung, und die Gräfin wird ihr nur um so theurer. Besser ist es, Du verschiebst Deine Vorstellungen bis zu Deinem Besuch. Das Wort, warm vom Munde weg, wirkt mehr, als der kühle Buchstab auf dem Papier, und überzeugt Dein Schreiben Melanie nicht, was

faſt zu befürchten iſt, ſo dürfte auch zwiſchen Dir und ihr eine Entfremdung eintreten, und ihr Mißtrauen gegen mich noch größer werden.“

Nach dieſen Worten nahm er die Zeitung zur Hand und begann der Mutter vorzuleſen. — So verfloß der Weihnachtsabend im Mangwitzer Schloſſe.

— — — — — — — — — —

Es war ſchon ſpät, als Tiefenbach aus dem Pfarrhauſe zurückkehrte. Der Abend, ſo anmuthig und heiter er auch verfloſſen war, hatte ihm doch eine empfindliche Enttäuſchung gebracht. Er hatte Martha's Benehmen beobachtet und in ihm bereits die Einwirkungen der Mutter zu verſpüren geglaubt. Das junge Mädchen ſchien ſich bereits in einem Konflikt zwiſchen ihrem Herzen und ihrer Lebensklugheit zu befinden. Wenigſtens deutete Tiefenbach die halbverſtohlenen, aber zarten Aufmerkſamkeiten, die ſie ihm erwies, und die offene, rege, aber faſt kühle Theilnahme, welche ſie ihrem Vetter erzeigte, in dieſer Weiſe. Es verdroß ihn, daß ſich das Herz des Mädchens, beeinflußt von ihrer Mutter, zu dieſer Rolle verſtand. Noch ſchmerzlicher aber berührte es ihn, daß Martha, als man ſich nach der Einbeſcheerung umarmte, dieſe Gunſt auch dem Kandidaten gewährte und ſich von ihm mit wenig Grazie, aber viel Feuer umarmen ließ. Daß

das holde Erröthen und der leise Händedruck, welcher ihm selbst zu Theil geworden war, den Beweis verwandtschaftlicher Liebe, welcher den Nebenbuhler beglückt hatte, aufwog, wollte er sich nicht eingestehen. Er war gegen Amandus Kurz aufgebracht und grollte Martha, noch mehr aber ihrer Mutter, welche den Carrieremacher ihm vorgezogen hatte. Das Gefühl dieser Verstimmung waltete in ihm noch vor, als er in sein Zimmer zurückkehrte, und verschwand erst, als er das Packet und den Brief seiner Schwester erblickte. Er erbrach das Schreiben und las:

„Hoffentlich, theurer Bruder, kommt dieser Brief nebst dem beifolgenden Teppich noch zur rechten Zeit in Deine Hände; wenn nicht, so mag er Dir nachträglich eine Freude bereiten. Beeilt habe ich mich so viel als möglich; aber die vielfachen Anforderungen, die behufs des Weihnachtsfestes von Seiten der Gräfin und ihrer Töchter an mich gestellt wurden, ließen mich die Stickerei nicht früher vollenden. Meine Interessen sind ja eben Nebensache gegenüber den Verpflichtungen, welche mir mein dienstliches Verhältniß auferlegt, und diese Verpflichtungen sind mitunter recht drückend. Man hat, um die keineswegs beneidenswerthe Lage einer Gouvernante vollkommen zu begreifen, nicht nöthig, an plumpe und rohe Un=

arten der Kinder, an empörende Zumuthungen zu denken, wie das Leben einer Gouvernante meist in Romanen geschildert wird; all' die vielen und ermüdenden, außerhalb der eigentlichen Aufgabe liegenden Dienstleistungen, die üblen Launen ertragen, alle Verdrießlichkeiten, als wären es eigene, mit durchkosten zu müssen, fast keine Stunde am ganzen Tage völlig sein eigen nennen, über nichts klagen zu dürfen, mit einem Wort, nicht blos seinen Willen, sondern auch seine Gedanken und Empfindungen fortwährend unterordnen zu müssen, das sind ohne Uebertreibung die Dornen, welche den Lebensweg einer Erzieherin nicht leicht machen.

„Du wirst Dich wundern, daß ich so schnell diese Schattenseiten herausgefunden, und daß dieser Brief weniger meinen früheren Lobeserhebungen und mehr Deinen Befürchtungen entspricht. Allein Zumuthungen, welche vereinzelt nicht drückend sind, können, wenn sie gleichsam auf die Tagesordnung gesetzt werden, äußerst belästigen. Alle Anforderungen werden mit ungemeiner Liebenswürdigkeit an mich gestellt, aber sie ermatten und machen das Leben schwer, abgesehen davon, daß der bei weitem größte Theil derselben mir eigentlich gar nicht zukommt. „Liebe Irene", sagt die Gräfin, „Sie sind so ungemein geschickt, wollen Sie

mir nicht diese Spitzen festheften?" „Ach liebe Irene", sagt Kornelia, die älteste Tochter, „Sie lesen so schön vor; da liegt ein Roman — wollen Sie uns nicht ein wenig vorlesen?" Daß ich keine Putzmacherin oder Kammerzofe bin, und wenn ich am Tage so und so viel Stunden unterrichtet habe, Abends wenig Lust verspüre, noch Vorleserin zu spielen, kommt gar nicht in Betracht. Kurz, man ersucht mich höflich, ohne zu bedenken, daß diese Ansprüche unbescheiden sind, und erwartet, daß ich sie erfülle, ohne zu fragen, ob ich ihnen gewachsen bin. Sie nehmen an, daß sie das Möglichste gethan haben, wenn sie mich um das höflich ersuchen, was sie fordern zu können glauben. Und diese Höflichkeit, o diese Höflichkeit! sie ist kühl und oberflächlich, ohne einen leisen Hauch von Herzlichkeit. Zwar gilt dies nicht von den beiden jüngsten Mädchen, welche zärtlich an mir hängen, auch nicht von Agnes, der zweiten Tochter, welche mich wie eine Schwester liebt, desto mehr aber von der ältesten Tochter und der Gräfin. Diese werden auch nicht einen Augenblick vergessen, daß zwischen ihnen und mir eine Grenze besteht, welche sich durch nichts verrücken läßt, und ich fürchte fast, daß dies durch eine scharfe Betonung des Adels mehr, als durch irgend einen andern Grund veranlaßt wird. In einem Falle,

der Dich besonders interessiren wird, zeigte sich dies recht deutlich.

„Eines Tags wurde der Gräfin der Besuch eines Lieutenants Guido von Kramsdorff — unseres jüngeren Vetters — gemeldet, der durch den Sohn der Gräfin mit der Familie bekannt war und nach seiner Versetzung von Potsdam nach Berlin sogleich Veranlassung nahm, der Briesenhoff'schen Familie seine Aufwartung zu machen. Ich war natürlich sehr gespannt, seine Bekanntschaft zu machen, und freute mich, daß die Gräfin trotz ihrer Migräne den Besuch annahm. Sie begrüßte den Eintretenden mit einer für die Kürze und Oberflächlichkeit der Bekanntschaft auffälligen Zuvorkommenheit und stellte ihn Agnes, welche ihn noch nicht kannte, vor. Ich wurde beiläufig als „Erzieherin der Comtessen" präsentirt, und die Gräfin hielt es nicht einmal für nöthig, ihm meinen Namen zu nennen. Um so mehr frappirte es sie und überraschte es mich, als er sich plötzlich nach mehreren höflichen Redensarten, die zwischen ihm und der Gräfin gewechselt worden waren, an mich mit der Frage wandte: „Entschuldigen Sie, Fräulein Tiefenbach, ist der Direktor in der Mangwitzer Zuckerfabrik Ihr Bruder?" Ich bejahte es. „Mein Vater", fuhr er fort, „hat mir über ihn so viel Lobenswerthes geschrieben und ein

so lebendiges Interesse für ihn an den Tag gelegt, daß ich mich freuen werde, bei einem gelegentlichen Besuche auf unserem Gute seine Bekanntschaft zu machen.

„Die Gräfin schien unangenehm berührt, ich weiß nicht, ob durch die Theilnahme, welche man dem Bruder der Gouvernante bewies, oder durch die Zurechtweisung, welche die geringschätzige Vorstellung meiner Person durch die Aufmerksamkeit des jungen Offiziers erfahren. Nachdem uns derselbe verlassen, sagte die Gräfin zu mir: „Woher kennen Sie oder vielmehr sind Sie Herrn von Kramsdorff bekannt, liebe Irene?" Ich wußte es ihr nicht zu sagen, obgleich nichts näher lag, als daß er meinen Namen gelegentlich durch den jungen Grafen Briesenhoff erfahren und durch die freundlichen Auslassungen seines Vaters über Dich auf mich aufmerksam geworden war. Eine üble Nachwirkung der Beachtung, welche mir unser Vetter zu Theil werden ließ, habe ich übrigens seitdem zu verspüren geglaubt: die Gräfin und Kornelia sind merklich kühl gegen mich. Ich glaube, sie können es mir nicht verzeihen, daß ich, eine bürgerliche Kreatur, eine solche Auszeichnung in ihrer Gegenwart davontrug. Wenn sie wüßten, daß es mein Vetter war, welcher die Taktlosigkeit beging,

die Gouvernante in Gegenwart der Herrschaft zu beachten!?

„Seit jener Zeit hat Guido die Familie oft besucht, und es hat den Anschein, daß man ihn ganz besonders gern sieht. Wie mich bedünken will, hat die Gräfin, die in Gedanken immer mit Heirathsprojekten für ihre Töchter beschäftigt scheint, ihn für Agnes in's Auge gefaßt, für welche er den Jahren nach völlig paßt. Agnes wird nächstens sechzehn Jahr, er ist ungefähr einundzwanzig Jahr, und wenn dies für einen Mann auch ein ziemlich jugendliches Alter ist, so kommt dies doch bei seinem Reichthum nicht in Betracht. Im Uebrigen scheint er das völlige Gegentheil von seinem älteren Bruder zu sein — so weit sich nach Deiner oberflächlichen Beschreibung desselben schließen läßt. Er ist munter, lebendig, nichts weniger als blasirt, scheint gutmüthig und durchaus frei von allem Adelstolze, obwol sich über den letzteren Punkt inmitten einer gräflichen Familie kein sicheres Urtheil gewinnen läßt. Ob er sich für Agnes interessirt, ist ungewiß — ich möchte es verneinen; überhaupt spricht sein unbefangenes und ungezwungenes Benehmen der gesammten Familie gegenüber mehr dafür, daß er sich in ihrem Kreise zwar wol fühlt, aber für keine der Töchter eine Leidenschaft hegt. Wenigstens würde das

in seinen Jahren mehr hervortreten. Mit mir scheint er sich gern zu unterhalten, aber er thut es im Ganzen selten; nach Dir hat er mehrmals mit vieler Theilnahme gefragt, was mir um so mehr wol thut, weil meine tägliche Umgebung gar nichts davon zu wissen scheint, daß ich einen Bruder habe — und welch' einen lieben! —

„Trotz mancher Unannehmlichkeiten, welche sich mehr mitempfinden, als nachfühlen lassen, bin ich doch nicht unzufrieden; denn ich frage mich, ob, wenn ich nicht auf bürgerlichen Boden verpflanzt worden wäre und frühzeitig das Leben von seiner ernsten Seite kennen gelernt hätte, ich nicht geradeso, wie die Gräfin und Kornelia, gewisse Vorzüge von vornherein für mich in Anspruch nehmen und verlangen würde, daß man meine Ansichten und Gewohnheiten, möchten sie auch meinen Untergebenen drückend und lästig erscheinen, respektirte. Ich bezweifle es zwar, aber möglich wäre es doch. Jeder Kreis hat seine Vorurtheile, gegen die sich schwer ankämpfen läßt, und es wäre thöricht und unbillig, das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen. Nur das Eine betrübt mich oft sehr, daß Kornelia, ein Mädchen wie ich, und mir weder an Jahren und Erfahrung, noch an geistiger Bildung überlegen, so kalt, vornehm und

hochfahrend ist. Die Familie ist nicht so reich, als ich Anfangs wähnte, und wenn das Vermögen einmal getheilt wird, so wird auf keins der Kinder sehr viel kommen. Da frage ich mich denn oft, ob ein so geringer Unterschied im Vermögen zwischen zwei bürgerlichen Mädchen eine solche Kluft bilden würde, und ich muß es verneinen. So kommt es denn auf weiter nichts hinaus, als auf den Unterschied zwischen der jungen Gräfin und dem jungen Mädchen, das einen bürgerlichen Namen führt und — was ich beinahe übersehen hätte — sich durch seine Arbeit seinen Lebensunterhalt verdient. In solchen Augenblicken — Du wirst lächeln — regt sich denn doch bisweilen die Baroneß in mir, aber nur kurze Zeit! Dann denke ich, unsere gute Mutter — Gott segne sie! — wird wol unser Bestes mit ihrer Bestimmung gewollt haben, und ich fühle auch recht bald wieder, daß es uns wirklich zum Segen gereicht.

„Nun lebe wol. Mögest Du den Weihnachtsabend recht froh verleben oder, wenn mein Brief später, als ich wünsche, eintrifft, verlebt haben, und Deine Gedanken mitunter lieb und freundlich verweilen bei

Deiner Dich zärtlich liebenden Schwester

Irene.

„P. S. Was macht denn die hübsche, liebenswürdige Pastorstochter, in welcher ich — meine künftige Schwägerin ahne?“

Bei den letzten Worten des Briefes lächelte Tiefenbach, aber er lächelte bitter.

Viertes Buch.

Siebentes Kapitel.

Einige Wochen waren vergangen. Der freche Einbruch im Tarnauer Schlosse hatte eine Zeit lang in der Umgegend den Gegenstand des Gesprächs gebildet, war aber allmählich wieder mehr in den Hintergrund getreten, besonders da die Nachforschungen nach den Dieben kein Ergebniß geliefert hatten, und außerdem die Beute, welche sie gemacht, materiell völlig werthlos war. Denn der Baron, welcher unmittelbar nach der That in Tarnau erschienen war, hatte gefunden, daß die Diebe außer einigen unbedeutenden Werthsachen nur eine eiserne Kiste, in welcher sie wahrscheinlich Werthpapiere vermutheten, entwendet hatten. So gering dieser Verlust an sich auch war, empfand ihn der Baron doch sehr schmerzlich, weil die Kiste eine große Anzahl für ihn wichtiger Briefe enthielt. Freilich war anzunehmen, daß die Diebe die werthlosen Schriftstücke vernichtet hatten; trotzdem

war der Baron äußerst verdrießlich und mit dem Entschluß abgefahren, diesmal auf Brand, dessen Namen er nach jenem ersten Anfall im Walde verschwiegen hatte, streng fahnden zu lassen. Die Fruchtlosigkeit dieses Beginnens, sowie die Frechheit des Menschen brachten ihn auf den Gedanken, daß er vielleicht seit seiner Rückkehr aus Amerika einen andern Namen führe und aus diesem Grunde den Nachstellungen entgehe. Die Vermuthung des jungen Jägerburschen, der ebenso wie Tiefenbach über das nächtliche Fuhrwerk examinirt worden war, daß nämlich der eine der Männer möglicherweise Schwenk gewesen sein könne, hatte die Aufmerksamkeit der Behörden nach dieser Seite hin gelenkt und sie um so argwöhnischer gemacht, als sich bei Nachfragen nach Schwenk in Oberschlesien herausstellte, daß er die Gegend schon geraume Zeit verlassen und sich entweder nach Böhmen oder nach der Hauptstadt begeben habe. Seitdem fahndete man auf Schwenk, aber erfolglos. Ebenso wenig lieferten die Forschungen nach seinen Spießgesellen ein Resultat, und war dies um so begreiflicher, weil ihre Persönlichkeiten von Niemanden erkannt worden waren, und auch jede Möglichkeit, durch die entwendeten Sachen den Thätern auf die Spur zu kommen, fehlte.

Es war im Februar. Anhaltendes Thauwetter, vermischt mit feinem Sprühregen, machte den Tag zu einem äußerst unfreundlichen. Martha saß mit ihrer Mutter in dem Wohnzimmer, und Beide waren mit einer Arbeit beschäftigt.

„Doktor Tiefenbach hat sich lange nicht sehen lassen!“ nahm die Pastorin das Wort. „Sollte er so mit Arbeit überhäuft sein, oder gar das unfreundliche Wetter ihn abhalten? Er ist seit Weihnachten ein sparsamer Besucher geworden!“

„Ich vermuthe, daß Du Dich in den Gründen irrst, Mutter“, erwiderte Martha. „Ich glaube, der Vetter hat ihn verscheucht, oder vielmehr die Aufmerksamkeit, welche Du Amandus erwiesen. Um nicht auffällig zu erscheinen, ist er wol dann und wann noch gekommen, aber die Zwischenräume sind immer größer geworden, und ich fürchte, er wird endlich ganz wegbleiben.“

„Du fürchtest?“ fragte die Mutter in scharfem Tone. „Ich glaube, Martha, sein hübsches Gesicht, seine schöne Figur und sein gewandtes Wesen hat Dein Herz gewonnen, und Du machst mir im Stillen Vorwürfe, daß ich den lieberen Freier dadurch verscheucht, daß ich dem geeigneteren den Vorzug gab.“

Martha schwieg still und sah auf ihre Arbeit nieder.

„Hat Dich denn die Klugheit so ganz verlassen, Martha?“ fuhr die Mutter fort. „Die Hoffnung auf Herrn von Fromhügel hat sich als ein eitles Luftschloß erwiesen. Du hast ihm wol gefallen, denn Du bist hübsch, ja ich kann sogar sagen, sehr hübsch; allein ernst hat er es kaum gemeint, und sind seine Absichten auch die eines Mannes von Charakter gewesen, so ist er doch zu sehr von seinen Eltern abhängig, als daß er frei nach eigener Neigung wählen könnte.“

„Aber warum soll es nun gerade Amandus sein?“ wandte Martha ein.

„Ich begreife recht wol, liebes Kind, daß er Dir weniger gefällt, als der Doktor; aber das äußere Wolgefallen ist ein trügerischer Maßstab; deshalb ist es ersprießlich und nöthig, wenn ich, die ich gegen solches Blendwerk durch meine Jahre gesichert bin, die Wage in die Hand nehme. Ich finde es begreiflich, Martha, daß der Doktor bei Dir zunächst schwerer wiegt, als Amandus; aber das wird sich ändern, Martha, und schneller, als Du glaubst. Die Tage der schwärmerischen Neigung vergehen — leider! und die Erinnerung an den Liebesfrühling kann die

Forderungen des Lebens nicht abweisen. Du siehst mich erstaunt an, Martha! Was die Dichter singen von der Entsagung der Liebe, liest sich recht hübsch, aber es ist nicht wahr; denn die Liebe hilft über die Entbehrungen und die Noth des Lebens nicht hinweg, im Gegentheil, sie stirbt an ihnen!"

„Aber, Mutter, Du wirst doch nicht etwa glauben, daß ich an der Seite des Doktors Hunger und Kälte würde ertragen müssen!" rief Martha, und ein halbes Lachen stahl sich aus ihrem Munde.

„Du lachst, liebe Tochter, und hast scheinbar Grund; denn der Doktor befindet sich in einer guten Lage. Aber bedenke das Unsichere einer solchen Privatstellung! Ein kleines Zerwürfniß, eine Laune seines Prinzipals, welcher in seinen eigenen Angelegenheiten Niemanden Rechenschaft schuldig ist — und er ist seiner Existenzmittel beraubt; gute Privatstellungen sind selten, und wer sie inne hat, hütet sich wol, aus ihnen zu weichen. Aber nehmen wir selbst nicht diesen schlimmsten Fall an! Wirst Du nicht immer zugleich mit Deinem Manne als eine Untergebene erscheinen? Wirst Du nicht zugleich mit Deinem Manne das Drückende einer so abhängigen Stellung empfinden? Ja, was giebt Dir Sicherheit, daß, wenn sich der Assessor einmal verheirathet, Du nicht einmal direkt

Demüthigungen von der Prinzipalin erfährst? Die Frauen sind in dieser Hinsicht weit schlimmer, und in einem solchen Verhältniß lassen sie sich selten die Gelegenheit, ein wenig zu tyrannisiren, entgehen!“

„Mutter, Du malst mit sehr schwarzen Farben!“ sagte Martha.

„Wenn es sich um die möglichen Folgen handelt, darf man auch die schwersten nicht außer Rechnung lassen! Und nun halte dagegen, wie gesichert vor allen derartigen bitteren Erfahrungen Du an der Seite Deines Vetters bist. Eine lebenslängliche, gesicherte Stellung; die Vorgesetzten Deines Mannes sind ebenso ihren höheren Vorgesetzten Rechenschaft schuldig, wie er ihnen, und dürfen nicht willkürlich zu Werke gehen; Du selbst kennst weder einen Prinzipal, noch eine Prinzipalin, welchen Du in Rücksicht auf Deinen Mann zu gefallen bemüht sein mußt. Aber das ist nicht das Einzige, welches Erwähnung verdient, obwol eine solche unabhängige Stellung im Leben von unendlichem Werth ist. Amandus hat einen hochgestellten Vater und durch ihn viele Konnexionen; er selbst ist ehrgeizig und strebt vorwärts; er wird Carriere machen und in nicht zu langer Zeit eine bedeutende Stellung einnehmen.“

„Und soll mich das glücklich machen?“ unterbrach Martha den Redestrom der Mutter.

„Du redest sehr unverständig, Martha!“ versetzte die Mutter kühl. „Wenn wir Frauen ein besonders feines Gefühl für die Zurücksetzungen und Demüthigungen unserer Männer haben, so besitzen wir auch als Ersatz dafür die Fähigkeit, ihre Auszeichnungen und Erfolge sehr lebhaft mitzuempfinden. Liebe Tochter, ich spreche aus Erfahrung. So glücklich ich mich auch an der Seite Deines Vaters befunden habe, dieser eine Schmerz, daß er es nicht einmal bis zum Superintendenten gebracht hat, wie scharf hat er die ganze Zeit unserer Ehe an meinem Herzen genagt! Du hast mehr von meinem Charakter, Martha, als von dem Deines Vaters, und wenn Dein Stolz jetzt vor der Stimme Deines Herzens schweigt, so wird er um so lauter sein Recht geltend machen, wenn die ersten Jahre vergangen sind, und mit ihnen die Romantik des Herzens vorüber ist. Auch davon kann ich aus Erfahrung sprechen: ich heirathete Deinen Vater durch die zärtlichste Zuneigung bewogen, und ich wäre das glücklichste Weib geworden, wenn Dein Vater nur einmal daran gedacht hätte, daß eine Frau, die, wie ich, aus einer hervorragenden Professorenfamilie der Universitätsstadt hervorgegangen und gleichsam mit

der Muttermilch die Sehnsucht nach einer hervorragenden Stellung eingesogen, schwerlich genügsam und zufrieden ihr Leben als eine Landpastorsfrau hinbringen würde. Und um wie viel günstiger noch ist meine Stellung, als die, welche Du einnehmen würdest, wenn Du den Doktor heiratheteſt! Das bedenke, Kind, und bringe wol in Anschlag, wenn Du zwischen Tiefenbach und Amandus wählst."

Frau Höfer erkannte wol, daß ihre Worte nicht eindruckslos an Martha's Ohr vorübergegangen waren. Und wie wäre dies auch möglich gewesen, da sie schon seit Jahren dem jungen Mädchen gelehrt, daß das meiste Unglück der Menschen sich daher schreibe, daß sie die Mahnungen des Verstandes den Wünschen und Neigungen des Herzens unterordneten; da sie so oft der Tochter versichert, wie tief sie der geringe Ehrgeiz ihres Mannes betrübe. Martha hätte nichts von Hochmuth und Dünkel der Mutter besitzen müssen, wenn sie dem Einfluß derselben zum Trotz bescheiden und anspruchslos geblieben wäre.

Eben wollte die Pastorin, welcher die Wirkung ihrer Worte auf die Tochter nicht entgangen war, fortfahren, um womöglich das Herz des Mädchens seinen weicheren Empfindungen zu entfremden und für die lockendere und glänzendere Zukunft an der Seite

des aussichtsvolleren Vetters zu erwärmen, als das Dienstmädchen mit bestürztem Gesicht in's Zimmer trat.

„Denken Sie sich, Frau Pastor", rief sie, „Meiersohn's Hannchen hat sich ersäuft. Heut früh hat man sie aus dem Lesdorfer Teiche gezogen. Sie soll schon seit mehreren Tagen wie kopflos herumgelaufen sein, und die Leute munkeln, sie hätte die Schande nicht ertragen können."

Die Pastorin war offenbar durch die Nachricht unangenehm berührt, obwol sie äußerlich ruhig blieb; Martha aber verfärbte sich und flüsterte leise: „Konrad!" Die Bewegung der Tochter und ihr halblauter Ausruf waren der Mutter nicht entgangen, aber als gewandte und lebenserfahrene Frau sagte sie rasch:

„Was die Leute nicht wieder Alles erfinden und ausposaunen werden! Nichts liegt näher, als daß das Mädchen geisteskrank geworden, wie es ihr Bruder von Kindheit an ist; das ist in der Familie erblich und bei ihr nur etwas später gekommen, als bei David. Hüte Dich, Rose, das dumme Gewäsch nachzuschwatzen und grundlose Gerüchte weiter zu verbreiten!"

Das Mädchen verließ einigermaßen verdutzt das Zimmer, Martha aber, noch immer bleich, faßte der Mutter Hand und sagte tonlos:

„Wolltest Du Rose täuschen oder mich? Mutter, ich weiß Alles!“

„Gegen solche Erfahrungen, liebes Kind, ist das Mädchen am meisten gesichert, welches einen Bräutigam ohne besondere körperliche Vorzüge, aber voll Charakter wählt, einen Mann, der an seinem Stande selbst einen festen Halt hat!“ lautete die verständige und wolberechnete Antwort.

— — — — — — — — — —

Es ist Abend. Draußen leuchtet kein Stern, der Regen bricht sich durch den Nebel Bahn, und die spärlichen Oellaternen des kleinen Städtchens flackern trüb in den stillen Straßen. Und trüb und öde wie draußen ist es in dem kleinen Häuschen, welches der alte Jude mit seinem schwachsinnigen Sohne bewohnt. Im schmucklosen Zimmer, dessen einzige Zier einige alte Bilder aus der heiligen Geschichte und die Blumen Hannchens bilden, brennt ein Licht und wirft kümmerlich seine dürftigen Strahlen in das anstoßende, kleine Gemach, die Todtenkammer Hannchens. Da liegt sie auf ihrem Bett, die schöne Jüdin! Die langen, schwarzen Haare sind noch feucht vom Wasser, in welchem sie ihre Schande begraben, die leuchtenden dunklen Augen sind geschlossen, und den üppigen Busen hebt weder die selbstgefällige Eitelkeit zu rascherem

Wogen, noch krampft ihn die Verzweiflung über eine schmachvolle Zukunft erstickend zusammen. Ueber die trügerischen Wonnen schuldvoller Stunden, über die trostlosen Qualen nüchterner Tage, über die entsetzlichen, schaurigen Minuten, in welchen das tobende Herz heftiger klopfte, als die windgepeitschten Wogen des düstern Teiches; in welchen der geängstigte Fuß des zitternden Weibes im feuchten Sand des Gestades rathlos hin- und hereilte; in welchen das wahnsinnumnachtete Gemüth der Verlorenen zwischen dem entehrten Leben und dem schaurigen Tode in der dunklen, entsetzlichen Tiefe wählte — über Alles ist der dunkle Schleier gefallen. Sie ruht so still und friedlich.

In der Stube nebenan sitzt David und verzehrt sein karges Abendbrot; nur zuweilen schaut er nach der Thür und flüstert in kläglichem Tone: „mein armes, gutes Hannchen!“ Aber dieses Gefühl, die Liebe zu der unglücklichen Schwester, die einzige menschliche Regung in dem Herzen des armen Schwachsinnigen, wird bald von der bei weitem lebendigeren und nachhaltigeren Empfindung überwunden, der Empfindung seines unersättlichen Hungers, und seine Blicke wandern von der Kammer zurück und heften sich mit stillem Behagen auf seine Abendmahlzeit.

Der alte Meiersohn geht mit langsamen Schritten

in der Stube auf und ab, und ein leises Stöhnen dringt über seine Lippen. Seine Augen sind thränenlos, aber der Schmerz verzerrt sein Antlitz; seine Brust athmet schwer und mühsam, aber nicht blos vor Gram um die todte Tochter, sondern noch mehr vor Zorn gegen ihren Verführer.

„Der Schurke, der hinterlistige Schuft!“ rief er aus. „Was habe ich diesen Fromhügels gethan, daß sie die Hunde auf mich hetzen wollen oder auf David, wenn ich will Geschäfte machen auf ihrem Hofe? Bringe ich etwa Pest und Aussatz unter die Leute, oder bringt David Pest und Aussatz unter die Leute? David, wie kannst Du essen, Du dummes Vieh, während die Hannchen drin liegt und todt ist?“

David stand auf, ging an die Kammerthür und warf einen Blick hinein.

„Sie ist todt!“ sagte er und kehrte zu seiner Speise zurück.

Der alte Jude aber fuhr fort:

„Bin ich ihnen nicht ausgewichen, diesen Fromhügels, wo ich konnte, daß ihre Hunde nicht fahren sollten in meine Beine oder in Davids Beine, und zerreißen meine Hosen oder Davids Hosen? Was haben sie Grund, mich zu hassen oder David oder die Hannchen? Hannchen! David, Du Schuft“ —

fuhr er zornig gegen den essenden Sohn los — „wie kannst Du denken an's Essen, während Deine Schwester da liegt und sich ertränkt hat in dem kühlen Teiche? He?!"

David sprang erschrocken auf und eilte wieder nach der Kammerthür, und wie vorher sagte er:

„Sie ist todt!"

Dann begab er sich wieder zurück an die unterbrochene Beschäftigung. Der Alte aber ging wie vorher in der Stube auf und ab.

„Was mußte kommen der Laffe, der junge Herr von Fromhügel, in seinem bunten Rock und mein Kind stürzen in's Elend und treiben die Hannchen in den tiefen Teich? Warum hat er nicht lieber die Hunde gehetzt auf sie, wie er sie hat hetzen wollen auf mich und auf David? Aber die Hannchen hat ihm gefallen, und sie ist ihm nicht zu schlecht gewesen, dem Schurken, dem jungen Herrn von Fromhügel."

So emsig David aß, so aufmerksam lauschte er doch jedesmal, wenn sein Vater den Namen des jungen Herrn von Fromhügel nannte; eine Art instinktiver Erkenntniß brachte ihn in Verbindung mit dem Tode der Schwester und dem Grame des Vaters.

„Er mag kommen, der Mörder", fuhr der Alte heftiger fort, „und sehen, was er angerichtet hat, wie

er gebracht hat Kummer und Schande über meine grauen Haare! Er soll kommen und sie ansehen, wie mein gutes Hannchen, mein schönes Kind daliegt, naß und todt, und nicht mehr hört die Stimme ihres Vaters. Ach mein Kind, mein Kind, mein armes Kind!"

Der grelle Ausruf erstarb in einem heftigen Schluchzen. Rascher, als seine Jahre erwarten ließen, stürzte er in die Kammer hinein, warf sich an dem Lager nieder, ergriff die feuchten Haare und die kalte Hand der Tochter und benetzte sie mit seinen Thränen.

Trüb flackerte das Licht und leuchtete gespenstisch in die unheimlichen Züge Davids, der noch immer aß und nur zuweilen wie sinnlos vor sich hinmurmelte: „Der junge Herr von Fromhügel!"

Aus der Kammer aber drang das leise Wimmern des greisen Juden, welcher noch immer am Bett der todten Tochter kniete. —

In der engen Weinstube des kleinen Städtchens saßen um die nämliche Stunde drei Offiziere: Herr von Rohr, Herr von Hagen und Konrad von Fromhügel. Eine Flasche Wein stand leer vor ihnen, eine zweite war eben in Angriff genommen.

„Konrad, armer Junge", sagte Herr von Rohr, „ich

glaube, die verteufelte Geschichte mit der hübschen Jüdin macht Dir etwas moralischen Katzenjammer. Du nippst nur bisweilen einmal, und doch ist das Deine Leibsorte, und das Wetter derartig, daß man es sich zum Trinken gar nicht besser wünschen kann. Mach' kein so erbärmliches Gesicht!"

„Mir ist die ganze Geschichte höchst fatal!" entgegnete Herr von Fromhügel.

„Warum muß das dumme Frauenzimmer auch gleich in's Wasser laufen!" versetzte Herr von Hagen.

„Das ist auch meine Ansicht!" bestätigte Herr von Rohr. „Sie ist nicht die Erste und wird auch nicht die Letzte sein, der ein solches Malheur passirt. Mit ein paar hundert Thalern war die ganze Geschichte auszugleichen, und Dein Alter hätte sich gewiß nicht lumpen lassen."

„Gewiß nicht!" versicherte Konrad von Fromhügel.

„Und solches Volk", setzte Herr von Hagen in näselndem Ton hinzu, „macht dabei noch ein ganz gutes Geschäft. Und mit der Ehre — bah! Solches Schacherjudenvolk läßt sich noch ganz Andres abkaufen. Ich sage Dir, Konrad, ich hätte das Mädchen für klüger gehalten, und Du thust Unrecht, Dir nur einen Augenblick Vorwürfe zu machen. Daß Du ihr allzu-

gut gefallen hast, war ihre Sache, und ihre dumme Marotte, das Wasser Eures Teiches zu kosten, ist nicht Deine Sache."

„Fatal bleibt's in jedem Fall!" antwortete Herr von Fromhügel auf die frivolen Trostesworte. „In der ganzen Gegend bin ich durch den dummen Einfall des Mädchens zum Gespräch geworden, in keiner anständigen Familie kann ich mich wieder sehen lassen —"

„Man wird Anstand genug besitzen", sagte Herr von Rohr, „die Sache als nicht geschehen zu betrachten. Wenn ein solcher kleiner Jugendfehler einen Kavalier von einem Salon ausschlösse, die jungen Damen würden sehr bald einen recht empfindlichen Mangel an Courmachern und Tänzern empfinden."

„Gewiß! In acht Tagen ist die ganze Geschichte vergessen!" fügte Herr von Hagen hinzu.

„So viel steht fest", versetzte Konrad von Fromhügel, „daß ich von hier fort muß. Gesetzt auch, daß Niemand mich merken läßt, daß er von der Geschichte weiß, so werde ich selbst doch nicht den Gedanken los werden, daß man mich schont, und dieses Gefühl könnte ich auf die Länge der Zeit nicht ertragen. Meine Versetzung ist eine Nothwendigkeit, und sie wird mir willkommen sein."

„Um so mehr hast Du Ursache, so lange Du noch mit uns zusammen bist, Dich als einen liebenswürdigen Kameraden zu zeigen!" sprach Herr von Rohr. „Ich kenne den Zauber, der Deine guten Geister zurückbannt. Spitz", rief er dem aufwartenden Weinschenken zu, „die Apparate zu einer Bowle! Du verstehst, zu einer Sonntags- oder Geburtstagsbowle — der Champagner nicht der geringste Theil — zwei bis drittehalb Flaschen auf den Mann!"

„Du hast doch immer köstliche Einfälle, Rohr", sagte Herr von Hagen schmunzelnd und schnalzte im Vorgenuß mit der Zunge.

„Ich weiß wenigstens das Zweckmäßigste zur rechten Zeit zu entdecken und in Vorschlag zu bringen!" entgegnete Herr von Rohr mit unendlich bescheidener Miene.

„Spitz, es geht natürlich auf meine Rechnung!" sagte Herr von Fromhügel.

„Ich glaube, Du fängst wieder an, zu Dir zu kommen, Konrad!" bemerkte Herr von Hagen. „Keine Lage ist so schlimm, gegen welche Kavaliere, wie wir, nicht ein Mittel wüßten, und das einfachste und nächste scheint mir immerhin eine Champagnerbowle zu sein."

Und während in dem verödeten Hause, in welchem sich zur Schmach tiefer Kummer und verzweiflungsvoller Gram gesellt, der alte, tiefgebeugte Vater seine verlorene Tochter beweinte, vertrank ihr Verführer die schwachen Regungen seines Gewissens im Kreise seiner leichtsinnigen Freunde.

Achtes Kapitel.

„Sie haben sich lange nicht sehen lassen, Herr Doktor“, sagte Frau Pastor Höfer zu Doktor Tiefenbach wenige Wochen nach den im vorigen Kapitel erzählten Ereignissen.

„Ich wagte kaum zu hoffen, daß man mich vermißt haben würde, Frau Pastor“, erwiderte Tiefenbach und warf einen Blick auf Martha, die, ohne aufzuschauen, an einer Stickerei zu arbeiten fortfuhr. „Sie können glauben, daß nur die dringendsten Gründe mich abhielten, Ihr trauliches Pfarrhaus so oft wie gewöhnlich aufzusuchen!“ fuhr er fort, als Frau Pastor Höfer wider Erwarten nicht sogleich auf seine die Versicherung des Gegentheils herausfordernde Aeußerung antwortete.

„Und sollten Sie wirklich keine Zeit gefunden haben, Ihre alten Bekannten einmal aufzusuchen?“ fragte die Pastorin; aber der Ton ihrer Worte war kühl, und Tiefenbach vermißte das liebenswürdige

Vorwurfsvolle in ihnen, das eine Entschuldigung so leicht und selbst ein Eingeständniß der Schuld so angenehm macht, weil man weiß, daß es dem Sprechenden wirklich von Herzen geht.

„Die freie Zeit, welche mir meine Geschäfte ließen, war theilweise durch den Auftrag, den mir der Tarnauer Baron ertheilt, in Anspruch genommen, theilweise war ich auch nicht immer in der Stimmung, um ein liebenswürdiger Gesellschafter zu sein, und es ist unbillig, da, wo man mit sich selbst nicht zufrieden ist, von Anderen Nachsicht zu verlangen."

Wieder provozirte er eine freundliche Aeußerung von Seiten der Pastorin oder einen theilnehmenden, verständnißinnigen Blick von Seiten Martha's; die Letztere war still und schien nur Augen für ihre Stickerei zu haben, die Mutter aber sagte wider Erwarten:

„Richtig! ich vergaß ganz, daß Ihnen der Baron so viel Vertrauen erwiesen und Sie damit beauftragt hat, im Fall sich in der Gegend ein Anhaltepunkt zur Wiedererlangung der gestohlenen Briefe finden sollte, seine Person zu vertreten, und dieselben, wenn man sie wirklich entdeckte, an sich zu nehmen. Der Baron zeichnet Sie ungemein aus, denn für gewöhnlich soll er stolz und abstoßend sein!"

„Das Letztere muß ich entschieden in Abrede stellen“, entgegnete Tiefenbach, „und das Erstere kann ich nur insoweit zugeben, als sich mit dem Prädikat kein Tadel verbindet. Ich wenigstens konnte nicht die geringste Spur eines sogenannten junkerhaften Dünkels entdecken, und gerade der Umstand, daß er mir, den er doch nur erst kurze Zeit kannte, einen unter Umständen so leicht zu misbrauchenden vertrauensvollen Auftrag ertheilte, beweist zur Genüge, daß ihm die Vorurtheile von einer sogenannten besseren Menschenklasse fremd sind.“

„Leider ist Ihre Thätigkeit im Interesse des Barons erfolglos gewesen!“ versetzte Frau Höfer.

„Meine Thätigkeit — ja! aber der Zufall ist mir in einer etwas wunderbaren Form zu Hilfe gekommen!“

„Wie das?“ fragte Frau Höfer neugierig.

„Eine Frau“, entgegnete Tiefenbach, „welche in einem Dorfe hinter Tarnau zum Besuch gewesen, fand auf dem Rückwege in der Nähe eines ziemlich entlegenen Fußweges, welcher sich hinter der Oberförsterei durch die Haide zieht, eine alte, braune Ledertasche, und da sie nichts als Schriftstücke enthielt, und außerdem der Verlust der Briefe in der ganzen Gegend bekannt geworden, brachte sie mir gestern Abend die Brieftasche.“

„Und enthielt sie wirklich die Briefe, welche dem Baron abhanden gekommen?“ forschte die Pastorin.

„Ja!“ erwiderte Tiefenbach. „Der eine Brief, welchen ich, um mich zu überzeugen, gelesen, war ein Brief von dem Bruder des Barons. Daß es nur ein kleiner Theil der verlorenen Schriftstücke ist, steht fest; doch ist es gerade derjenige, welchen der Baron am unliebsten im fremden Händen gewußt hätte.“

„Und sollten nicht an der Stelle des Fundes noch andere Briefe vorhanden sein?“ versetzte Frau Höfer. „Vielleicht haben die Diebe beabsichtigt, dort ihre Beute zu theilen, und bei dem Durchwühlen der Kiste die Tasche herausgeschleudert oder überhaupt die werthlosen Schriftstücke als unnützen Ballast bei Seite geworfen. Eine Nachsuchung wäre vielleicht nicht ohne Erfolg!“

„Ich bin derselben Ansicht, wie Sie, Frau Pastorin, und noch heute werde ich mich an den Ort des Fundes verfügen. Ein Gensdarm erwartet mich in der Oberförsterei, von wo wir uns mit dem Jägerburschen Rudolph Schwarz und der Frau, welche die Tasche gefunden, nach dem Platz im Walde begeben wollen. Viel Hoffnung habe ich freilich nicht. Denn obwol die Ledertasche sehr dick ist und die Briefe

außerdem nochmals in Papier eingeschlagen waren, haben doch die äußersten so sehr von der Nässe gelitten, daß sie geradezu unleserlich sind. Wenn die übrigen nicht auf gleiche Weise verpackt waren, so werden sie in Folge der Witterung schon verfault sein. Aber nachsehen muß man allerdings. Jedenfalls wird es dem Baron äußerst angenehm sein, daß gerade die Briefe, auf welche er ein so bedeutendes Gewicht legte, wieder in seine Hände gelangen. Finden sich Spuren, welche beweisen, daß die übrigen den Witterungseinflüssen zum Opfer gefallen sind, so wird er sich vollkommen beruhigen."

„Im Ganzen hat sich demnach der Diebstahl als ziemlich unbedeutend herausgestellt, und nur die Frechheit, mit welcher er ausgeführt wurde, ist einigermaßen erstaunenswerth. Der Einbruch hat wenigstens eine Zeit lang in unserer stillen Gegend Stoff zur Unterhaltung gegeben, obwol wir uns seit geraumer Zeit überhaupt nicht über Mangel an außergewöhnlichen Ereignissen zu beklagen haben. Erst der Anfall im Walde und das räthselhafte Zwiegespräch des Barons mit dem einen der Strolche, dann der Einbruch, und zuletzt das Ende des jungen Judenmädchens — viel aufregende Momente in dem einförmigen Leben eines kleinen Dorfes!"

„Die arme Hannchen!" sagte Tiefenbach mit innigem Tone.

Sowol die Frau Pastorin, als auch Martha hefteten einen erstaunten Blick auf ihn; aber der Blick enthielt keine Spur davon, daß seine Worte im Herzen der beiden Frauen eine verwandte Seite berührten.

„Das Mädchen ist ein warnendes Beispiel", versetzte Frau Höfer, „und ihr Geschick giebt einen deutlichen Beweis, wohin eine gewisse Art von Koketterie, die man thörichter Weise als naiv und unschuldig zu bezeichnen pflegt, am Ende führt — zur Schande und zum Selbstmorde!"

Tiefenbach überflog bei diesen Worten ein unangenehmer Schauer. Hatte ihn schon die Unbefangenheit und geringe Zurückhaltung, mit welcher die Pastorin in seiner und ihrer Tochter Gegenwart dieses Falles Erwähnung that, peinlich berührt, so verletzte ihn das unnachsichtige und herbe Urtheil, welches sie über die unglückliche Verführte aussprach, im höchsten Grade. Wo blieb bei dieser Frau die christliche Milde, die barmherzige Liebe, welche sie als Gattin eines Geistlichen offenbaren mußte? wo das einem Weibe so natürliche Mitgefühl, die entschuldigende Nachsicht für ein Vergehen, das Schwachheit und Leichtgläubigkeit auf der einen, Charakterlosigkeit und Frivolität

auf der andern Seite veranlaßt hatten? Der karge Rest einer wärmeren Empfindung, welche er noch für die Mutter Martha's gehegt, war bei den herben Worten völlig dahin. Ein tiefer Unmuth war an seine Stelle getreten, und dieser offenbarte sich in dem kühlen und bestimmten Tone, in welchem er erwiderte:

„Belehrend ist das Schicksal einen jeden Menschen“, mag es eine Aufmunterung oder Warnung für uns enthalten! Im letzteren Falle verdient selbst der Schuldige unsere Nachsicht und unser Mitleid, namentlich, wenn er so entsetzlich hart gebüßt. Aber das ist eine alte Geschichte, die ewig neu bleibt! In das Grab des armen Judenmädchens ist alle Schande mit hineingebettet, während keine einzige Thür sich dem leichtsinnigen —“

Er brach plötzlich ab und ein tiefer Schmerz zuckte um seine Lippen. Während er sprach, hatte er seine Augen starr auf Martha gerichtet. Erst war sie erbleicht, dann hatte sie ihre Augen voll aufgeschlagen und ihn mit einem fast gehässigen Blick angeschaut, der allmählich in ein halb beißendes Lächeln überging; jetzt schaute sie wieder mit gleichgiltigem Gesicht auf ihre Arbeit nieder. Aber Tiefenbach hatte einen tiefen Blick in ihre Seele gethan — und der Schmelz der

Poesie, mit welchem seine Neigung die schöne Pastorstochter geschmückt, war mit einem Male verwischt. Das Wort war ihm auf den Lippen erstorben.

„Herr Doktor“, sagte Frau Höfer, um den peinlichen Eindruck, welchen sein plötzliches Verstummen hervorrief, zu vertuschen, „wir werden die Welt und ihre Ansichten nicht ändern!“

„Nein — leider nicht!“ entgegnete er kühl; „aber es bleibt doch immerhin ein schönes Bewußtsein, in einem solchen Falle sich mit der allgemeinen Ansicht nicht im Einklang zu wissen und, wenn man Gelegenheit zum Beweise findet, dies auch durch die That zu zeigen!“

Er stand auf; das Zimmer und die Gesellschaft der Frauen war ihm drückend geworden, er sehnte sich nach freier Luft und Einsamkeit, und die Frage, ob ihn der Pastor wol ein Stück begleiten werde, war nur eine gesuchte Gelegenheit, seinen Aufbruch weniger fühlbar zu machen; denn schon bei seiner Ankunft hatte er denselben so emsig beschäftigt gefunden, daß ein Geleit seinerseits nicht zu erwarten stand. So verließ er denn nach wenigen Minuten allein das Pfarrhaus und nahm die Ueberzeugung mit hinweg, daß eine Entfremdung zwischen ihm und den Frauen eingetreten war, die nie wieder ausge-

glichen werden konnte. Nicht Groll war es, der seinen Busen erfüllte, als er mit so ernstem Gesicht durch den einsamen Wald der Oberförsterei zuschritt; es war der Schmerz über die Flucht eines schönen Traumes, die Traurigkeit über eine herbe Enttäuschung, welche seine wärmsten und tiefsten Empfindungen erlitten. Was ihn zu Martha so lebhaft hingezogen, war ihm ein Räthsel geblieben; er wußte sich nicht zu sagen, ob ihn das Bedürfniß zu lieben so warm für das erste Mädchen, welchem er dauernd nahe getreten, hatte empfinden lassen, oder ob der anheimelnde Hauch der Gemüthlichkeit, der bei seinem ersten Besuch ihn so sehr anmuthete und zu öfterem Verkehr veranlaßte, sein klares Urtheil von vornherein befangen gemacht; fast kam es ihm vor, als ob sich aus der Gewohnheit allmählich die Neigung entwickelt habe. Jetzt, wo die Kluft, die zwischen ihm und Martha lag, sich so kahl und unverhüllt seinen Blicken zeigte, wunderte er sich, daß nicht schon früher der Augenblick eingetreten war, in dem ihm klar wurde, daß ihre Wege weit auseinanderliefen. Er dachte zurück an jenen Tag, wo er mit dem jungen Fromhügel im Pfarrhause zusammengetroffen war, er vergegenwärtigte sich Martha's Verhalten, und er mußte sich gestehen, daß das Mädchen im Grunde genommen, wenn

auch geheimer, so doch dieselben Hoffnungen genährt, wie die Mutter. Er rief sich ihr Benehmen gegenüber dem Vetter Amandus in's Gedächtniß, und er konnte sich nicht verhehlen, daß sie auch hier, wenngleich zurückhaltender, doch den Plänen der Mutter gemäß handelte — aber nirgends hatte er wahrgenommen, daß der volle Drang des Herzens sich geltend machte und sein Recht forderte. Wenn sie ihm einen Andern vorgezogen, er würde, obgleich mit verwundetem Herzen, ihren Verlust ertragen haben. Hätte er doch in späteren Tagen, wenn die Alles heilende Zeit auch diesen Schmerz gelindert, mit wehmüthiger Erinnerung an den schönen Frühling seiner Jugendträume denken, sich das holde Bild der ersten Geliebten wieder vor die Seele zaubern können, — so aber hatte der Mehlthau die jungen Blüthen vergiftet, und das Mädchen, welchem sein Herz zuerst feurig entgegengeschlagen, stand vor seinem geistigen Auge alles Reizes, aller Poesie entkleidet da — kalt und berechnend, kalt und unweiblich. Nicht ein Wort, nicht eine Stimme hatte verrathen, daß sie eine entschuldigende Theilnahme für das arme Judenmädchen empfinde, daß ihr Herz in das harte und lieblose Urtheil der Mutter nicht einstimme. Und jener Blick, mit dem sie ihn angesehen, als er sich so scharf gegen den

Verführer auszulassen im Begriff war, hatte er nicht zur Genüge bewiesen, daß die Stimme ihres Herzens noch immer für den leichtsinnigen jungen Offizier sprach, daß sie ihm auch jetzt noch, wenn er liebewerbend nahte, ihre Hand reichen würde? Lag nicht in ihrem beißenden Lächeln der Glaube, daß eine wiedererwachende eifersüchtige Regung sein strenges Urtheil über Konrad von Fromhügel veranlaßte? Hätte Tiefenbach mit angesehen, wie liebenswürdig der junge Offizier am Tage vorher bei seinem Abschiedsbesuche von den beiden Frauen aufgenommen worden war, wie die weibliche Sittenstrenge der üblichen Höflichkeitslüge und einer wieder aufflackernden Hoffnung das Feld geräumt, wie schonend man auch die leiseste Kenntniß des Vorgefallenen verborgen, wie lebhaft man das Scheiden des jungen Freundes bedauert, wie freundschaftlich man ihn aufgefordert, bei einem Besuche auf dem väterlichen Gute des bescheidenen Pfarrhauses nicht zu vergessen, — er hätte den Blick des Mädchens, das widerwärtige Lächeln wol anders gedeutet, sein Urtheil jedoch hätte keine Abänderung erfahren. Sein Herz, sein scharfer Blick hatten ihm gesagt, daß auch Martha sehr viel von der berechnenden Lebensklugheit ihrer Mutter besaß, daß ihre Brust nichts von der leidenschaftlichen Wärme barg,

die der Jugend so wol ansteht, daß ihr Wesen jener tiefen Wahrheit entbehrte, ohne welche jeder Mensch wie eine gefälschte Münze erscheint. Er sah diesen schönen Traum mit Schmerz fliehen, aber doch empfand er sein Erwachen mit der Dankbarkeit, welche aus der Ueberzeugung hervorgeht, daß die Erfüllung der liebsten Wünsche unfehlbar zum Unheil ausgeschlagen sein würde.

Im Forsthause traf Tiefenbach den Gensdarm und die Frau, welche die Tasche entdeckt hatte, bereits an. Da in der Nähe des Platzes, wo die Rast der Diebe stattgefunden, sich eine Sandgrube befand, hatte der Jägerbursche Schwarz einen Mann bestellt, welcher, wenn es nöthig erschiene, hier und da den Boden umgraben sollte. Sie machten sich auf den Weg und begannen, am Ort des Fundes angelangt, emsig zu suchen. Hier und da lagen halbverwitterte, aber völlig unlesbare Papiere, deren Form auf Briefe schließen ließ, und der entlegene Platz sowol, als die entdeckte Tasche machten es zur Gewißheit, daß sie zu den entwendeten Schriftstücken gehörten. Tiefenbach ließ sie als völlig nutzlos liegen; auch seine Hoffnung, hier noch etwas zu finden, schwand mehr und mehr. Die Nachgrabungen, welche der Eifer des Gensdarmen veranlaßt hatte, erwiesen sich als

erfolglos. Die eiserne Kiste war der einzige und noch dazu ziemlich geringfügige Werthgegenstand gewesen, welchen die Räuber erbeutet, und auf den kargen Erlös hatten sie wahrscheinlich nicht verzichtet. Die Dunkelheit begann bereits merklich hereinzubrechen, als man von weiteren Nachforschungen Abstand nahm.

„Der Baron wird sich mit den aufgefundenen Briefen begnügen müssen", sagte Tiefenbach, „und er wird gern auf die übrigen und die alte werthlose Kiste verzichten."

Alle waren mit diesen Worten einverstanden, nur nicht der Gensdarm, welcher, verdrießlich über den Miserfolg seiner Nachforschungen in Betreff des Anfalls im Walde, jetzt wenigstens die Hoffnung genährt hatte, zur Herbeischaffung der gestohlenen Briefe beizutragen oder etwas aufzufinden, was auf die Spur der Verbrecher leiten konnte. Mismuthig trat er mit den Uebrigen den Rückweg an. Sie waren nur wenige Schritte gegangen, als sie an eine Stelle gelangten, wo der Fußpfad von einem wenig befahrenen Holzweg, den die Diebe mit ihren Schlitten in jener Nacht wahrscheinlich eingeschlagen hatten, durchkreuzt wurde.

„Herr Doktor", sagte Schwarz, „warum sollen Sie den großen Umweg über Rackschütz machen? Ich will

Sie einen näheren Weg durch den Erlengrund führen. Er ist zwar etwas unheimlich für Einen, der ihn noch nicht kennt, aber ich bin ihn so oft gegangen, daß er für mich das Unbehagliche verloren hat. In meiner Begleitung, denke ich, werden Sie sich nicht fürchten."

„Ich denke, ich würde es auch allein nicht thun", entgegnete Tiefenbach lächelnd. „Freilich würde ich Gefahr laufen, mich zu verirren. Wenn Sie jedoch mich geleiten wollen, ziehe ich den näheren Weg dem weiteren vor. Kommen Sie!"

Nachdem er noch dem Gensdarm für seine Bemühung gedankt, schlug er mit dem Jägerburschen einen Waldweg ein, während die Andern nach der Oberförsterei zurückkehrten. —

Konrad von Fromhügel hatte sich von der Wahrheit der Versicherung, welche ihm sein Kamerad Rohr an jenem Abend gegeben, genugsam überzeugt. Ueberall, wo er seit dem verhängnißvollen Ende des Judenmädchens Besuche machte, war er empfangen worden, als ob Niemand von seiner Schuld etwas wüßte, und sehr bald hatte er die ihm eigenthümliche kecke und selbstbewußte Sicherheit im Auftreten wiedergewonnen. Der Vorfall war ja nicht bedeutend genug, um mit einer reichen aud angesehenen Familie dadurch zu brechen, daß man dem Sohne die Thür verschloß,

und wenn man der Jugend schon an und für sich manchen Fehltritt zu Gute hält, um wie viel mehr kann man es bei der „vergoldeten Jugend" thun! Selbst da, wo er es am wenigsten erwarten durfte, war er in unveränderter Weise empfangen worden — im Rackschützer Pfarrhause. Fast schien ihm seine beantragte Versetzung als ein überflüssiger und übereilter Schritt, um so mehr, als er in die Hauptstadt zurückkehren mußte, wo er zwar auf mehr Abwechselung und Zerstreuung hoffen durfte, aber auch wieder unter die strengere Kontrolle seines Vaters trat, der nur die schönen Sommermonate auf dem Gute zubrachte.

An dem Tage, an welchem Tiefenbach im Walde nach den gestohlenen Briefen suchte, war Konrad von Fromhügel mit seinem Freunde Hagen zu den Eltern des Letzteren geritten, um sich auch von ihnen zu verabschieden. Zu Ehren des Scheidenden hatte ein kleines Diner stattgefunden, bei welchem die jüngeren Gäste, Herr von Fromhügel an der Spitze, die Wehmuth der Trennung durch reichlichen Weingenuß zu übertäuben bemüht gewesen waren. Der Abend brach schon herein, als der junge Offizier allein — sein Freund Hagen war wegen des auf den nächsten Tag fallenden Geburtstags seiner Mutter zurückgeblieben — den Heimritt antrat. So lange es der

ebene Weg gestattete, ließ er seinen Falben frisch ausgreifen; als aber die Dunkelheit des Waldes, vermehrt durch den aufsteigenden Nebel, die Eile gefährlich erscheinen ließ, mäßigte er die Geschwindigkeit des Rosses und ritt im Schritt weiter.

Die Frische des Abends, welche anfänglich belebend auf den jungen Mann eingewirkt hatte, verlor allmählich, nachdem er sich an die Kühle gewöhnt, ihre ermunternde Kraft; der zu reichlich genossene Wein begann sein Recht geltend zu machen und übte, verbunden mit dem gleichmäßigen Schritt des Falben, eine ermüdende, einschläfernde Wirkung auf den Reiter aus; der Offizier fühlte sich matt und sehnte sich nach Ruhe. Deshalb zog er es vor, den zwar bequemeren, aber bedeutend weiteren Weg über Rackschütz und Mangwitz nicht einzuschlagen, sondern den kürzeren, welcher durch den von dem Jägerburschen als unheimlich bezeichneten Erlengrund führte, zu wählen. Er war den Weg zu andern Tageszeiten oft geritten; der Falbe kannte ihn genau und ging sicher; einsam und öde war jetzt der ganze Wald — Bangigkeit empfand der junge Soldat nicht, nur das Bedürfniß nach Schlaf — er schlug den kürzeren Weg ein, und bald nahte das Pferd dem Eingang in den Erlengrund.

Der Weg zog sich an einer Anhöhe hin, die mit

mächtigen Kiefern bewachsen war; auf der andern Seite desselben befand sich ein langer, schmaler Sumpf, am Saume von hohem Schilf, Weiden und Erlen eingefaßt. Die Einsamkeit des Weges, welcher fast nur von Reitern und Fußgängern benutzt wurde, der schwarze, von dichten Nebeln überwogte Morast, der dunkle Föhrenwald gaben der Gegend das Gepräge des Unheimlichen, welches noch durch die Sage von einem dort vor langer Zeit ermordeten Juden, dessen Wehgeschrei noch an gewissen Tagen des Jahres in nächtlicher Stunde hörbar sein sollte, vermehrt wurde.

Der Falbe schritt rüstig weiter, unbekümmert um die düstere Umgebung; der Reiter, die schlaff herabhängenden Zügel nachlässig in der Hand haltend, kämpfte mühsam gegen den nahenden Schlaf; er konnte sich aus dem träumenden Zustande, der zwischen Wachen und Schlafen, Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankt, nicht ermannen.

Leise klagend flüsterte mit unheimlicher Warnungsstimme der Wind im fahlen, erstorbenen Schilfe, in den blattlosen Zweigen der grauen Erlen, der knorrigen, verkrüppelten Weiden und verlor sich in dem quirlenden Nebel des Sumpfs; kräftiger mahnend rauschten die hohen Wipfel des Kiefernwaldes beim Stoß eines rauheren Windhauchs — dann war es wieder

still, todtenstill, und nur das Schnaufen des Rosses, das Klirren des Hufeisens an einem Stein ließ sich hören. Und auf's Neue rauschte das welke Rohr, säuselten die Weiden und Erlen, brauste der Hochwald — umsonst! Die warnende Stimme der Einöde verklang an dem Ohr des schlaftrunkenen Reiters. Nur wenn das Pferd einmal heftig mit dem Hufeisen an einen Stein stieß, hob er die schweren Augenlider, um sie sogleich wieder zu schließen, — er verließ sich auf den sicheren und treuen Gefährten, der ihn schon oft diesen Weg getragen.

Und gleichsam als wäre das kluge Thier sich des ihm geschenkten Vertrauens bewußt, trägt es seinen Herrn leicht dahin, den schlanken Hals munter in die Höhe richtend, die zierlichen Ohren spitzend. Plötzlich beugt es den schönen Kopf unruhig zur Seite und heftet sein lebhaftes Auge fest auf einen dunklen Gegenstand, der Athem strömt lauter durch die Nüstern — aber der Reiter bemerkt es nicht. Bald beruhigt sich das Roß wieder, der dunkle Gegenstand, welcher sein wachsames Auge erschreckt, tritt klar und deutlich als der Stamm einer mächtigen, hart am Wege stehenden Eiche aus dem Nebel hervor. Immer mehr nähert sich der Falbe dem einsamen Riesen des Waldes, immer ängstlicher flüstert der

Wind über das Moor herüber, immer drohender rauscht es in den dunklen Wipfeln — umsonst! den Reiter stört es nicht. —

Da plötzlich springt das Roß schnaubend zur Seite, und ehe noch der abgeworfene Reiter sich aufrichten kann, fühlt er die ganze Schwere eines auf seiner Brust knieenden Mannes. Der jähe Schreck beim unvermutheten Sturze hat auf einmal die Geister des Schlafes verscheucht, und die Gefahr, in welcher er in dieser menschenleeren, unheimlichen Einöde schwebt, tritt dem hilflos Daliegenden lebendig vor die Seele. Er will einen Ruf ausstoßen — aber schon schnürt ihm eine mächtige Faust die Kehle zu; in einem unartikulirten Röcheln erstirbt der Schrei. Aus der Ferne tönt immer schwächer und schwächer der Hufschlag des flüchtig davongaloppirenden Rosses, bis er endlich ganz verhallt. —

Der junge Offizier ist allein in der schauerlichen Waldeseinsamkeit und der Willkür seines kräftigen Gegners preisgegeben! Zwar versucht er seine Arme von dem Druck der Kniee, die lähmend auf ihnen lasten, zu befreien; er hofft den Säbel aus der Scheide ziehen und durch einen kräftigen Schlag mit dem Gefäße in's Antlitz des Angreifers sich befreien zu können, — doch umsonst! wie festgenietet haften die Arme am Erdboden

und wie festgeschraubt engt die schnürende Faust seinen Hals. Aber es scheint nicht auf eine Beraubung abgesehen zu sein; die eine freie Hand des Ueberwinders tastet weder nach der Uhr, noch sucht sie nach der Börse. Statt dessen schwingt sie kräftig einen derben Stock und läßt ihn unabläßig und unbarmherzig auf den Leib des daliegenden Offiziers niederfallen, so unermüdlich und wuchtig, als sollte derselbe auf diese barbarische Weise getödtet werden. Und zwischen das gleichförmige Klatschen der Schläge klingen zornig und knirschend und doch wieder klagend und wehmüthig die Worte: „die arme Hannchen! die arme Hannchen!“

Mit Entsetzen erkennt Konrad von Fromhügel, daß er der schonungslosen Wuth des Schwachsinnigen, der hier in nächtlicher Stunde als Rächer der Schwester auftritt, verfallen ist. Immer mehr schwinden seine Kräfte unter der Schwere des über ihm Knieenden, schon umdunkeln sich seine aus den Höhlen hervorquellenden Augen, da richtet er mit dem letzten Aufwand seiner Stärke den Kopf empor, es gelingt ihm, schnell zurückfahrend, der Hand zu entschlüpfen, und ein gellender Hilferuf klingt durch die bange Waldesstille, so schrill und unheimlich, wie das Wehgeschrei des ermordeten Juden, welches der

zaghafte Landbewohner in nächtlicher Stunde in der Nähe des düstern Moors vernommen haben will.

„Heda! Werda? hier!“ riefen in einiger Entfernung ein paar kräftige Männerstimmen, und zugleich wurde das Schallen eiliger Schritte vernehmbar.

Mit einem Satze sprang der Angreifer auf und suchte schleunigst das Weite — zur rechten Zeit; denn wenige Minuten später wäre Konrad von Fromhügel erdrosselt gewesen.

Als sich der Offizier matt und schwach aufrichtete, standen Tiefenbach und Schwarz an seiner Seite, eifrig bemüht, ihn zu unterstützen.

„Das war Hilfe zur rechten Zeit, Herr Lieutenant!“ sagte der Jägerbursche treuherzig. „Wenn mir nicht der glückliche Gedanke eingekommen wäre, den Herrn Doktor auf einem näheren Wege nach Hause zu führen, so hätten Sie vergebens rufen können. Sie hätten höchstens ein paar Krähen, denen es hier nicht zu schauerlich ist, aufgeschreckt, und die hätten höchstens als Wahrzeichen, nicht aber als Retter dienen können. — Waren's ihrer mehrere?“

„Nur einer — aber ein äußerst kräftiger Mann!“ entgegnete Herr von Fromhügel.

„Ich hoffe, Sie sind nicht beraubt worden, Herr

von Fromhügel?" wandte sich Tiefenbach an den Offizier, der an ihrer Seite den Weg fortzusetzen begann.

„Nein, doch schien es auf meine Uhr und Börse abgesehen zu sein!" erwiderte derselbe.

„Sie hinken ja gerade so wie ich — nur etwas mehr, und wie es scheint, unter größeren Schmerzen!" bemerkte Rudolph.

„Es rührt von dem Sturz her!" antwortete der Lieutenant. „Der Kerl fiel dem Pferd in den Zügel, es prellte zur Seite, und die unvermuthete, jähe Seitenbewegung warf mich aus dem Sattel. Sonst hätte ich ihn überritten oder mit dem Säbel über den Kopf gehauen."

„Haben Sie keine Ahnung, wer es gewesen sein könnte?" fragte der Jägerbursche auf's Neue mit geschwätziger Theilnahme.

„Nein! Wie sollte ich?" antwortete Herr von Fromhügel bestimmt.

Er hatte sich vorgenommen, den Ueberfall ganz anders darzustellen, als er in Wirklichkeit gewesen war. Einerseits war er überzeugt, daß den schwachsinnigen Juden in Anbetracht seiner Unzurechnungsfähigkeit keine Strafe, sondern höchstens die Unterbringung in einer öffentlichen Heilanstalt treffen könne. Andererseits aber befürchtete er, daß die versuchte Rache Davids das unglückliche Ende der Schwester wieder im

Gedächtniß Aller auffrischen, daß man gegen ihn selbst und für den Schwachsinnigen Partei ergreifen, ja, daß er, wenn durch eine bestimmte Anklage die Art und Weise der Rache, die erbarmungslosen Stockprügel, allgemein bekannt wurde, ein Gegenstand der Schadenfreude und des Spottes werden würde. Diese Umstände bewogen ihn, den Schleier nicht zu lüften und den Juden nicht als den Thäter zu bezeichnen. Da er in wenigen Tagen nach der Hauptstadt versetzt wurde, so hoffte er, vor ferneren Nachstellungen sicher zu sein, und daher wünschte er nichts mehr, als daß der ganze Vorfall unaufgeklärt bliebe und möglichst bald wieder vergessen würde. Er hatte es sich zur Pflicht gemacht, auf jede Weise den Verdacht einer beabsichtigten Beraubung zu unterstützen, und wenn sich der Thäter durch irgend eine Unvorsichtigkeit wider Erwarten selbst verrieth, so lag auch dann die Vermuthung, daß er in der Dunkelheit den Angreifer nicht erkannt, näher, als der Argwohn einer geflissentlichen Verschweigung.

„Vielleicht ist es Brand gewesen, welcher die Gegend schon mehrmals unsicher gemacht hat!“ nahm Rudolph wiederum das Wort.

Der Lieutenant griff diese Vermuthung begierig auf.

„Das ist nicht unmöglich, ich habe auch schon daran gedacht!“

„Wenn die allgemeine Vermuthung, daß Brand mit meinem alten Freunde Schwenk identisch ist, auf Wahrheit beruhen sollte“, versetzte Rudolph, „so würde ich um so mehr bedauern, daß wir nicht einige Minuten früher am Platz des Ueberfalls waren!“

Während der Jägerbursche nach dieser Richtung hin seinen Vermuthungen durch allerhand Fragen, welche Herr von Fromhügel sehr allgemein und oberflächlich beantwortete, mehr Halt zu verleihen suchte, ging Tiefenbach stillschweigend neben den Beiden her. Er hatte wol herausgefühlt, daß es dem jungen, stets so abstoßenden und kühlen Offizier besonders drückend war, gerade ihm seine Befreiung aus der gefahrvollen Lage mit verdanken zu müssen; es war ihm nicht entgangen, daß die Worte des Dankes, welche bisher noch nicht über die Lippen des Herrn von Fromhügel gekommen waren, ihm deshalb so schwer fielen, weil sie nicht blos an den jungen Jägerburschen, sondern auch an ihn gerichtet werden mußten. Er konnte sich lebhaft vorstellen, wie peinlich die Lage des Lieutenants sein mußte, wenn er den eben erwiesenen Dienst mit seinem hochfahrenden und ungezogenen Betragen im Lesdorfer Park, mit seiner geringschätzigen Behandlung im Rackschützer Pfarrhause zusammenhielt.

Sie mochten ungefähr eine Viertelstunde gegangen sein, als man in der Ferne von dem Städtchen her den raschen Hufschlag nahender Rosse hörte, ein Ton, welcher dem Ohre des Offiziers besonders willkommen klang.

„Es wird mein Bursche sein!“ sagte Herr von Fromhügel. „Der Falbe ist eilig nach Hause galoppirt — mein Bursche wird in der Besorgniß, daß mir ein Unglück zugestoßen, das andere Pferd gesattelt und sich auf den Weg gemacht haben!“

„Weiß er denn, daß Sie diesen Weg eingeschlagen haben?“ fragte Rudolph.

„Das weiß jedes Kind in der Stadt. Ich pflege stets den kürzeren Weg zu reiten, wenn ich über Abend ausbleibe und schnell nach Hause kommen will“, antwortete der Lieutenant.

Seine Vermuthung bestätigte sich; denn sie waren noch nicht weit gegangen, als sie dem Burschen begegneten, der, den flüchtigen Falben mit sich führend, seinem Herrn entgegen geritten war.

„Nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre freundliche Hilfe, die zur rechten Zeit kam“, sagte Herr von Fromhügel, indem er dem Jägerburschen die Hand drückte und sich gegen Tiefenbach höflich, aber kühl

verbeugte. „Ich will wünschen, daß Sie gut und unangefochten nach Hause kommen!“

Er hatte bei diesen Worten seinen Falben bestiegen, und nachdem er seinen beiden Begleitern eine gute Nacht gewünscht, sprengte er mit seinem Burschen von dannen. Tiefenbach setzte mit Rudolph seinen Weg fort, bis sie an einen Rain gelangten, welcher quer durch's Feld nach Mangwitz führte.

„Sie sehen dort die Lichter, Herr Doktor“, sagte Rudolph, der stillschweigend und nachdenkend an Tiefenbachs Seite den Weg fortgesetzt hatte, „und können, wenn Sie sich immer auf diesem Raine halten, nicht mehr fehl gehen.“

„Sie wollen doch nicht den Weg, den wir eben gekommen, wieder zurückgehen?“ fragte der Doktor besorgt.

„Warum nicht?“ fragte Rudolph unter Lachen. „Fürchten Sie etwa, daß ich mir einen Kerl nicht besser vom Leibe halten würde, als Herr von Fromhügel, der sich vom Pferde reißen läßt? Seien Sie ohne Sorge! mir passirt nichts.“

Tiefenbach kannte den Charakter des jungen Menschen zu gut, als daß er sich von Gegenvorstellungen einen Erfolg versprechen durfte; außerdem aber glaubte er mit Zuversicht, daß nur der Wahn, es könne Schwenk

den Ueberfall ausgeführt haben, in dem Jägerburschen den Entschluß wachgerufen, auf demselben Wege zurückzukehren, und daß der Wegelagerer, wer es auch immer gewesen sei, längst das Weite gesucht habe. Er verabschiedete sich daher von ihm und schlug den Weg nach Mangwitz ein.

Ehe er nach Hause gelangte, war Herr von Fromhügel längst im Städtchen angekommen. Wenige Minuten vorher war David durch das Gartenpförtchen in den väterlichen Hof geschlichen und hatte sich lautlos in das kleine Seitengebäude, in welchem sich die Waarenvorräthe befanden, und sein Lager stand, begeben. Hätte man sein Antlitz sehen können, so würde man in demselben den Ausdruck einer heimlichen Freude, wie über ein vollbrachtes gutes Werk, wahrgenommen haben.

Neuntes Kapitel.

Den Kopf nachdenkend in die eine Hand gelehnt, saß Tiefenbach auf dem Sopha; vor ihm auf dem Tisch lag ein versiegeltes, an den Baron adressirtes Packet, auf welchem zeitweilig die Augen des jungen Mannes mit eigenthümlichem Interesse haften blieben. Es enthielt die Briefe seines Vaters an den Tarnauer Majoratsherrn, welche dem Letzteren auf seinen Wunsch zugeschickt werden sollten.

Es hatte Tiefenbach nicht geringe Ueberwindung gekostet, die Dokumente, welche ihn so nahe berührten, ungelesen ihrem Eigenthümer wieder zuzustellen; aber er wollte das ungewöhnliche Vertrauen des Barons in jeder Weise rechtfertigen, wenn auch der eine Brief, welchen er gelesen, Veranlassung genug bot, aus den übrigen das Schicksal seines Vaters völlig kennen zu lernen. Freilich fehlten nur wenige Einzelheiten; der Hauptpunkt, über welchen er bisher nur andeutungsweise und vereinzelte Gerüchte vernommen, das selbst-

mörderische Ende seines Vaters, unterlag keinem Zweifel mehr. Der eine Brief, den er gelesen, war ohne Frage, wie sich aus dem Datum ergab, der letzte gewesen, welchen der jüngere Bruder an den älteren geschrieben, und er hellte den letzten Zweifel, welchen Tiefenbach gern festgehalten, in erschreckender Weise auf. Obwol er nie die einzelnen Gerüchte, welche er über das räthselhafte Ende seines Vaters in jenem einsamen, alten Föhrenwalde vernommen, für leere Erfindungen gehalten, so hatte ihn doch die Bestätigung der Wahrheit durch die vergilbten Schriftstücke, die letzten, welche seines Vaters Hand dem Papiere anvertraute, tief erschüttert.

Er versetzte sich lebendig in jene qualvolle, entsetzliche Stunde, wo über dem verzweifelnden Manne die Wogen zusammenschlugen, wo die trostlosen Augen des Versinkenden nach einem Halt umherirrten und nirgends, nirgends eine Aussicht auf Hilfe erblickten, wo das Bild der gebeugten Gattin, der armen unschuldigen Kinder den frevelhaften Entschluß, mit eigener Hand dem Dasein ein Ende zu machen, nicht zurückhalten konnte. Welch' eine entsetzliche Qual mußte damals die Brust des Mannes zerfleischt haben, als er noch einmal sich an das kalte und erbarmungslose Herz seines reichen Bruders wandte und ihn um

Hilfe anflehte, mit der Drohung, daß, wenn er die rettende Hand versage, sein Geschick ihm unwiderruflich vorgezeichnet sei! Er dachte an den Augenblick, wo jener diese Worte — Worte, welche einen Stein rühren konnten — niedergeschrieben, an den Augenblick, wo er einsam im stillen Walde die Drohung wahrgemacht, an den einen furchtbaren Tag, welcher dazwischen lag. Wie mochte Furcht und Hoffnung, Verzweiflung und Reue in dem Herzen des Unglücklichen während dieser Zeit gestritten haben — bis die letzte verhängnißvolle Stunde nahte. Und der Mann, welcher so reich, so glücklich war, hatte nicht geholfen; er hatte den Bruder untergehen lassen! —

Umsonst hatte Tiefenbach nach einem Grunde für diese furchtbare Hartherzigkeit geforscht — der Brief enthielt nur eine Andeutung, die Bitte, eine tödtliche Beleidigung, welche für's Leben die Brüder entzweit habe, wenigstens in dem Augenblicke, wo es sich um das Leben handle, zu vergessen. Worin sie bestanden, davon hatte er keine Ahnung; daß aber seine Mutter dabei mit im Spiel war, dafür schien ihm die Bemerkung des alten Juden, sowie der Umstand, daß sich der Baron nie wieder um die Angehörigen seines Bruders gekümmert, zu sprechen. Räthselhaft blieb ihm dabei freilich die fast zärtliche Theilnahme,

welche der Majoratsherr an jenem Abend auf seinem Krankenlager für die Schwägerin an den Tag legte, die seltene Rührung, mit welcher er das Bild der längst Verstorbenen betrachtete. Immer mehr griff bei Tiefenbach die Vermuthung Platz, daß beide Brüder die Mutter geliebt, und sie, wenn auch unschuldig, die Veranlassung zu dem unüberwindlichen Hasse geworden sei. Und gerade die Sehnsucht, sich über diese Vermuthung Gewißheit zu verschaffen, hatte ihn in Versuchung geführt, auch die übrigen Briefe zu lesen. Jetzt, wo er sie verpackt vor sich liegen sah, war er mit sich selbst zufrieden, daß er der heftigen Lockung widerstanden und der Erwartung des Mannes vollkommen entsprochen, der nicht ahnte, wem er sein gerade in dieser Beziehung so drückendes Vertrauen erwiesen hatte. Nur Eins wünschte Tiefenbach sehnlichst, daß der mit der Besorgung der Postsachen betraute Bote bald kommen und das Packet, dessen Anblick seine Seele nicht zur Ruhe kommen ließ und immer wieder die schmerzlichsten und trübsten Gedanken in ihm wachrief, mit sich nehmen möchte.

Endlich hörte er nahende Schritte; der Ersehnte kam. Aufathmend übergab ihm der Doktor das Packet; ihm war zu Muthe, als ob ein böser Dämon aus seinem Gemache gewichen wäre. In den wenigen Tagen,

während welcher er die Briefe bei sich aufbewahrte, hatten alle seine Gedanken bei jenen traurigen Ereignissen verweilt; mit Mühe hatte er seiner Umgebung die tiefe Verstörung, welche sein Wesen ergriffen, verbergen können; ja selbst den Arbeiten, welche seine Stellung mit sich brachte, hatte er nur halbe Aufmerksamkeit zugewandt — jetzt war es ihm, als ob ein schlimmer Traum von ihm gewichen, als ob er seine alte Ruhe, sein altes Gleichgewicht wiedergewonnen, als ob er wieder sich und seiner Thätigkeit ganz angehörte.

Er ging nach der Fabrik. In dem geräuschvollen Treiben, welches in dem ganzen Gebäude wogte, streifte er den letzten Staub, welchen eine längst entschwundene Vergangenheit auch auf sein junges Leben geschleudert, von sich. Das lustige Sieden der Kessel, das kräftige Hämmern der Maschinen, das sausende Schnurren der Räder, das ganze frische Bild eines unermüdlichen Lebens wirkte auch auf ihn erquickend und anregend. Wie allen gesunden Naturen nach den Augenblicken einer muthlosen Niedergeschlagenheit, that auch ihm das Belebende, Anstachelnde dieser rastlosen Thätigkeit doppelt wol. Er sagte sich, daß eine dunkle Vergangenheit, an welcher er selbst unschuldig war, auch wenn sie schmerzlich sein Inneres berührte und wie

ein schwarzer Schatten über seine Seele zog, doch nur eine Wolke sein müsse, die ein Windhauch schnell von hinnen treibt.

In der Fabrik traf er den Assessor, der, ein wirthschaftliches Gespräch anknüpfend, ihn mit sich fortführte. Langsam schlenderten sie durch die Räume des Gebäudes, die überall von einer in solchen Etablissements seltenen Sauberkeit und Ordnung Zeugniß ablegten, und wandelten langsam um den Hof herum nach dem Park zu, dessen Bäume, schon von dem nahen Blätterschmuck träumend, ihre Aeste und Zweige in der Märzluft wiegten. Der Assessor erkundigte sich nach dem Ergebniß, welches die Nachforschung nach den Briefen in der Haide gehabt habe; worauf ihm der Doktor die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen mittheilte und mit der Bemerkung schloß, daß sich der Baron mit den gefundenen begnügen müsse und auch damit zufrieden sein werde.

„Ich kann mir wol denken", sagte der Assessor, „daß ihm gerade an dieser Korrespondenz so viel gelegen ist. Sie muß eigenthümliche Schlaglichter auf den Charakter der beiden Brüder werfen und manche Seite berühren, deren Kenntniß man einem Dritten gern vorenthält. Das Verhältniß der Brüder war, wie Sie wissen werden, ein bedauerliches, und so viel

ich von meinem Vater gehört, sind Beide in gewissem Sinne Schuld daran gewesen."

Tiefenbach lauschte gespannt der Wendung, welche das Gespräch nahm. Der Assessor schien mehr zu wissen und in die Verhältnisse genauer eingeweiht zu sein, als der alte Jude. An die von dem Hausirer hingeworfene Aeußerung anknüpfend, sagte er, in der Hoffnung, vielleicht etwas Gewisseres zu erfahren:

„Die Heirath des jungen Barons soll die Veranlassung zu ihrer Entzweiung geworden sein. Ist's nicht so?"

„Davon ist mir nichts bekannt!" versetzte der Assessor. „Jedenfalls ist es weit wahrscheinlicher, daß der Tarnauer Baron mit dem Treiben seines jüngeren Bruders nicht einverstanden war. Der Majoratsherr ist im Grunde genommen ein sehr guter Wirth, und der jüngere Bruder war der Typus eines großen Theils unseres jetzigen Adels."

Tiefenbach sah ihn fragend an, indem er die Bewegung, welche die Worte des Assessors in seinem Herzen verursachten, klug verbarg.

„Sehen Sie, der Baron Ferdinand", fuhr der Assessor fort, „gehörte zu jener Klasse von Adligen, die mit dem Glauben an ihre Vorzüge groß werden, nichts thun, um die Stellung, auf welche sie durch

ihre Geburt hingewiesen sind, in Wahrheit zu verdienen und würdig auszufüllen. Statt dessen setzte er eine Ehre darein, die Meile in so und so viel Minuten zu fahren, die schönsten Hunde und den besten Weinkeller zu haben, bei allen Wettrennen irgend ein Vertrauensamt zu bekleiden und mit allen renommirten Sportsmen auf Du und Du zu stehen. Ein Fest folgte auf das andere, und weil dem geselligen Kreise des Barons in der That das geistige Element völlig mangelte, so liefen auch diese Feste nur auf kostspieligen Aufwand, schwelgerische Diners und lange Trinkgelage hinaus."

„Und wie fand sich die Frau in dieses Leben?" fragte Tiefenbach, indem er mit Mühe verbarg, wie tief ihn dieses Urtheil berührte. „Sie war ja eine Bürgerliche und, wenn ich nicht irre, aus sehr beschränkten Verhältnissen hervorgegangen."

„Ich glaube, sie hat wenig Gefallen daran gefunden!" versetzte der Assessor. „Wenigstens versicherte mein Vater stets, daß der Ruin des Barons ohne diese vortreffliche Frau viel früher hätte eintreten müssen. Vielleicht hat sie die Verhältnisse ihres Gatten überschätzt und sich in eine Rolle, für welche sie ohne Zweifel nicht paßte, stillschweigend gefügt, weil sie wußte, daß der Baron Vergnügen an

diesen Zerstreuungen fand. Denn sie liebte, wie allgemein versichert wird, ihren Mann abgöttisch; und in der That ist der Baron ein liebenswürdiger, herzensguter — aber leider schwacher Charakter gewesen. Für diese Schwäche hat er schwer büßen müssen, und noch schwerer die arme Frau, welche bis zum Ende keine Ahnung von der schlimmen Lage ihres Gatten gehabt haben soll."

„Hat Ihr Herr Vater mit dem Baron viel verkehrt?" fragte Tiefenbach.

„Nein! mein Vater hielt sich in gesellschaftlicher Hinsicht von dem Adel ziemlich fern. Für seine Vorzüge besaß er kein Verständniß, für seine Thorheiten war er zu klug. Der gesunde Bürgerstand — und ich sehe in meinem Vater einen der gediegensten Vertreter desselben — kann die Berührung mit dem Krautjunkerthum nur meiden. Sagen Sie mir, was soll aus der Mischung so verschiedener Elemente hervorgehen? Soll etwa von dieser Karikatur noch eine Karikatur entstehen? Stehen nicht dem Bürgerlichen junkerhafte Manieren und Ansprüche noch weit lächerlicher zu Gesichte, als dem Adligen, der wenigstens mit Recht behaupten kann, daß sie in seinem Blut liegen, daß er sie mit der Muttermilch eingesogen?"

„Sie scheinen dem Adel nicht sonderlich hold zu

sein?“ bemerkte Tiefenbach, und ein Lächeln glitt über seine feinen Züge.

„Glauben Sie nicht, daß ich feindlich gegen ihn gesinnt bin!“ erwiderte der Assessor. „Ich habe nur eine bestimmte Klasse dabei im Auge, die allerdings noch immer ein bedeutendes Contingent umfaßt, aber längst zu bedeutungslos geworden ist, um etwas Anderes als Bedauern wach zu rufen. Sehen Sie sich einmal die große Zahl derer an, welche fast auf weiter nichts pochen, als ihren Namen, die große Masse des verarmten Adels, welcher seinen äußeren Glanz verloren hat und noch nicht zu der Einsicht gekommen ist, daß eben nur Fähigkeiten Ansehen verleihen, und nur durch redliche Arbeit ein Platz in der heutigen Zeit zu erringen ist. Der traurige Wahn von ererbten Vorzügen, das Mährchen von dem blauen Blut hat es möglich gemacht, daß der Adel so auffällig von dem Bürgerstande in materieller und geistiger Beziehung überflügelt worden ist.“

„Das wird der Adel schwerlich zugeben!“ entgegnete Tiefenbach.

„Nachdem er so lange seine Stellung verkannt hatte, kommt wenig darauf an, ob das noch einige Zeit dauert; an der Thatsache ändert es nichts! Uebrigens hat ein sehr großer Theil des Adels den veränderten

Zeitverhältnissen bereits Rechnung getragen, indem er ganz denselben Weg eingeschlagen, auf welchem der Bürgerstand groß und kräftig geworden ist. Durch Aneignung einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung, durch umsichtige und energische Thätigkeit hat es dieser gesunde Bestandtheil erreicht, daß er in den Reihen der Besten geblieben ist, und nachdem der Geburtsadel seine Bedeutung verloren, unter dem Adel der Intelligenz seinen Platz gefunden hat. Die Zahl von Edelleuten, welche noch begütert genug sind, um unbekümmert um den erfolgten Umschwung in alter Weise fortleben zu können, wird bei dem Versuche, das Rad der Zeit aufzuhalten oder gar rückwärts zu bewegen, erquetscht werden. Oder glauben Sie, daß heutzutage, wo jeder Handwerker seinem Sohne eine gründliche Bildung angedeihen zu lassen bestrebt ist, die Zuversicht auf angeborene Vorzüge, die man nur mit einer oberflächlichen Bildung übertünchen dürfe, zu einem andern Resultat, als zu völliger geistiger Verflachung, führen könne? Was anders, als der Wahn, daß es eine Klasse von Menschen gebe, welche nur zum Vergnügen und Genuß, nicht aber zur Arbeit bestimmt sei, hat einen großen Theil des Adels verarmen lassen? Der größte Theil des ländlichen Besitzes ist infolge dieser

Thorheit in die Hände von Bürgerlichen übergegangen, und selbst die Einrichtung der Majorate hat die Verarmung nicht aufhalten können, ja, ich glaube sogar, sie hat ein Wesentliches mit dazu beigetragen."

„Es giebt auch eine große Anzahl von Gütern, die ohne die Beschränkung der Majorate ganze Generationen hindurch in einer Familie geblieben sind!" warf Tiefenbach dazwischen.

„Nur durch die Tüchtigkeit ihrer Besitzer, nicht durch unabänderliche Satzungen, die weder auf hervorragende Eigenschaften Rücksicht nehmen, noch zur Tüchtigkeit anspornen!" erwiderte der Assessor. „Ja, gerade die Unverlierbarkeit des Besitzes hat diejenigen, welche ein glücklicher Zufall zu den Herren machte, nicht selten verführt, einen Weg einzuschlagen, den sie im andern Falle wol gemieden haben würden. Finanziell mag die Einrichtung insoweit, als sie für den Namen bedacht ist, vortheilhaft sein; aber sie ist unmoralisch, weil sie gegen die von der Geburt nicht begünstigten Mitglieder der Familie ungerecht ist und Einen ohne sein Zuthun sicher stellt."

„Kann Sie selbst nicht der blühende Zustand des Tarnauer Majorats von dem Gegentheil überzeugen, Herr Assessor?" fragte Tiefenbach.

„Nein, wenigstens nicht davon, daß die Majorate eine segensreiche, vor Allem zeitgemäße Institution seien!“ antwortete der Assessor. „Denn hier hat sich nicht die Vortrefflichkeit der Einrichtung bewährt, sondern nur die tüchtige Persönlichkeit des Barons. Warten wir ab, wie sich die Verhältnisse gestalten werden, wenn Baron Wilhelm sein Erbe angetreten haben wird.“

„Mag er wirthschaften, wie er will — der Besitz bleibt doch der Familie erhalten! Nehmen Sie an, daß auch der Lesdorfer Baron ähnliche Schranken gehabt hätte, wäre es nicht für ihn und seine Familie besser gewesen?“

„Für ihn? Wenigstens insofern, als er nicht nöthig hatte, bis zum Selbstmord zu schreiten, wenn an diesem Gerücht etwas Wahres ist. Er war aber in keinem Falle besser daran, wenn seine vielen Gläubiger Befriedigung aus den Einkünften des Gutes verlangten — was blieb ihm und seiner Familie?“

„Seiner Familie im Fall seines Todes — mag er durch einen unglücklichen Zufall oder absichtlich herbeigeführt worden sein — das Gut!“

„Dann hatte der junge Baron entweder die traurige Verpflichtung, die Gläubiger seines Vaters auch fernerhin zu befriedigen, oder das niederdrückende

Bewußtsein mit sich herumzutragen, daß so Viele durch seinen Vater um das Ihrige gekommen seien. Aber lassen wir ganz unentschieden, ob er das that, was ihm die kindliche Pietät gebot, oder ob er sich auf das Recht stützte — was war von einem Jüngling zu hoffen, dessen Neigungen vielleicht denen des Vaters ähnelten? War von einer Erziehung, deren höchstes Ideal ein tüchtiger Reiter und Jäger ist, die außer dem nothdürftigsten Wissen nur auf kavaliermäßige Routine Bedacht nimmt, eine ernste und würdige Auffassung des Lebens zu hoffen? Und dann bedenken Sie die Lage der jungen Baroneß, welcher der Vater nichts hinterließ, als den Namen, welche lediglich auf die Güte ihres Bruders angewiesen blieb! Denken Sie sich ein Mädchen ohne Vermögen, aber an große Ansprüche gewöhnt — kann es etwas Unglücklicheres geben? Nein, Herr Doktor, die Familie des Barons hat ein schwerer Schlag getroffen, aber ich habe die Ueberzeugung, daß er für die beiden Kinder, wenn sie am Leben geblieben, segensreich geworden ist. Sie müssen damals noch sehr jung gewesen sein und werden die veränderte Lage leicht überwunden haben. Die Nothwendigkeit, ihre Fähigkeiten zu ihrem eigenen Besten auszubilden, wird sie unter der Leitung ihrer verständigen Mutter zu nützlichen Menschen erzogen haben.

In jedem Falle wird ihr Leben nicht gehaltloser sein können, als wenn der junge Baron als echter Junker den Besitz des väterlichen Majorates angetreten, und die junge Baroneß an der Seite eines ähnlichen Gemahls gedankenlos in den Tag hineingelebt hätte! Aber es ist eher anzunehmen, daß sie in ihren veränderten Verhältnissen eine würdigere Auffassung des Lebens gelernt und, frei von aristokratischen Vorurtheilen, sich bürgerliche Tüchtigkeit angeeignet haben."

Tiefenbach lächelte, denn gerade das, was der Assessor ihm jetzt als einen Vortheil rühmte, hatte ihn selbst über den verlorenen Glanz seiner Familie getröstet. Freilich hatte er sich nie das verzerrte Bild vorgestellt, welches ihm jetzt der Assessor malte; denn er hatte sich stets nur im Besitz des väterlichen Gutes gedacht mit den Erfahrungen, Anschauungen und der Bildung, welche er unter anderen Verhältnissen sich wirklich angeeignet hatte. Aber der Gedanke an den Junker von Kramsdorff, wie ihn der Assessor geschildert, rief ein leises Lächeln auf sein Gesicht. Der Assessor bemerkte es und sagte:

„Sie scheinen nicht mit mir einverstanden zu sein, Herr Doktor?"

„Gewiß! aber Ihre Erwähnung bürgerlicher Tüchtigkeit erinnerte mich lebhaft an den Nachfolger des

Barons Ferdinand, an die Familie Fromhügel, welche sich ja erst seit kurzer Zeit des Adels erfreut!"

„Wie konnte Ihnen aber gerade diese Verzerrung einfallen?" erwiderte der Assessor. „Wenn ich vorher von Karikaturen sprach, so hatte ich vornehmlich die Klasse von Bürgerlichen im Auge, die, reich und begütert, nur nach den drei Buchstaben trachten, und wenn ihr verschämtes Hoffen sich nicht erfüllt, wenigstens durch Annahme aller jener nichtigen Aeußerlichkeiten, durch ein Zurschautragen von aristokratischen Manieren und Neigungen dem Adel nachäffen. Diese Klasse von Menschen wird von dem echten Bürgerstande verlacht und selbst von dem Adel, dessen Räuspern und Spucken sie sich zu eigen gemacht, gründlich gehaßt. Uebrigens irren Sie, wenn Sie glauben, Herr von Fromhügel sei in aristokratischen Gewohnheiten aufgegangen; er ist Geschäftsmann geblieben, und seine Liebe zum Gelde bringt ihn in manchen Konflikt mit seinem Bestreben, auch äußerlich den Aristokraten nach allen Seiten hin zu repräsentiren. Sein Sohn dagegen ist ein Junker in des Worts verwegenster Bedeutung. Aber an diesen Bürgerstand habe ich nicht gedacht. Denn hier hat der Adel nur sehr wenig verschuldet, und der Lieute-

nant von Fromhügel ist kein Haar anders gewesen, als sein Vater noch ohne Wappen war!"

„Das ist eine Gefahr, die sehr oft den Söhnen reicher Väter droht", sagte Tiefenbach, ohne zu überlegen, daß der Mann an seiner Seite auch der Sohn eines reichen Vaters war.

„Ja", entgegnete der Assessor, „wenn sie als die Söhne reicher Eltern erzogen werden. Aber das ist schon eine ungesunde Erscheinung, und wenn die völlig entwickelte Krankheit in der That nicht selten ist, so liegt die Schuld meist daran, daß man die Erhaltung und Mehrung des Ueberkommenen als eine würdige Aufgabe hinzustellen verabsäumt. Sie erinnern sich ohne Zweifel, was in „Hermann und Dorothea" der Wirth über diesen Punkt seinem Sohne sagt; er spricht von einem „Auszieren". Wer dieses Wort recht und umfassend versteht, wird auch als der Sohn reicher Eltern ein nützliches und thätiges Leben führen. Und wenn Sie den Bürgerstand, welchen ich als den gesunden bezeichnete, beobachten, so werden Sie erkennen, daß überall eine Anspannung sämmtlicher Kräfte, ein reges Vorwärtsstreben, eine vielseitige Fortentwicklung auf den mannigfachsten Gebieten stattfindet. Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie zur Blüthe gebracht zu haben, ist das Verdienst des Bürgerstandes, und in

dem Staate, wo er niedergehalten worden ist oder nur kümmerlich existirt, ist von dieser Blüthe wenig zu spüren, und wo sie sich zeigt, ist sie eine künstlich oder durch fremde Elemente erzeugte. Forschen Sie in dem Staate, wo Sie das, was insbesondere unser deutsches Vaterland groß gemacht hat, nur dürftig oder gar nicht bemerken, nach, und Sie werden zwar keinen Geburtsadel, wol aber einen kräftigen und gesunden Bürgerstand vermissen!"

Sie waren inzwischen im Hause angelangt und trennten sich. Tiefenbach erhielt durch dieses Gespräch — so wenig er auch manchen Theil billigte — Aufschluß über Vieles, was ihn bisher an seinem Prinzipal befremdet hatte. Seine kühle Zurückhaltung gegenüber dem benachbarten Adel, sein stolzes, selbstbewußtes, fast schroffes Auftreten, wo er mit ihm in geschäftliche Berührung kam, seine rastlose Thätigkeit, die dem Doktor bisher in Anbetracht der günstigen Vermögensverhältnisse fast übertrieben erschienen war, wurden ihm mit einem Mal klar, und er mußte sich gestehen, daß in dieser Hinsicht der Assessor das gesunde Bürgerthum würdig vertrat, wenn ihm auch Manches an ihm zu kantig dünkte, und namentlich die Familienverhältnisse nicht als gesund erscheinen wollten.

— — — — — — — — — —

In dem Stübchen der alten Susanne herrschte wieder die trauliche, friedliche Stille, die wir an jenem Abend so rauh unterbrochen sahen. Die Uhr tickte gleichmäßig; das Rothkehlchen schien den Schreck jener Nacht überwunden zu haben und hüpfte munter von Stengel zu Stengel; die Katze, welche damals so vielen Unbillen ausgesetzt gewesen, lag behaglich schnurrend auf der Ofenbank, ein Bild beneidenswerther Ruhe.

Der alten Susanne gegenüber saß ein Mann, hoch in den Vierzigen; spärliches graues Haar umrahmte ein Vollmondgesicht, in welchem sich Genußsucht, Behaglichkeit und Gutmüthigkeit ausprägten. Hätte nicht die ungewöhnliche Frische des Gesichts auf einen intimen Verkehr mit der Weinflasche schließen lassen, so würde man es unfehlbar aus der fortwährenden kostenden Bewegung der Zunge geschlossen haben. Es war der Weinreisende Michael Stallbaum, der Schwestersohn der alten Susanne.

„Es ist so, Muhme!“ sagte Stallbaum und lächelte mit seinen graublauen Augen die Matrone freudig an, „die gräfliche Familie verläßt Berlin und zieht in unsere Hauptstadt, und auch die Baroneß Irene kommt in unsere Provinz. Dann wird es bequemer für Dich sein, über Deinen Schützling Erkundigungen einzuziehen. Mir ist es oft schwer genug geworden, die

Spur der beiden Geschwister nicht zu verlieren bei meinem vielen Umherreisen — Du kannst mir glauben, das Reisen macht marode!"

Die letzte Behauptung sprach Michael Stallbaum oft aus, vielleicht weil er das Loos eines Weinreisenden nicht allzubeneidenswerth erscheinen lassen wollte; aber seine Versicherung fand in Anbetracht seines behäbigen Aussehens wenig Glauben, und gute Freunde warfen ihm geradezu vor, daß er selbst am meisten die Richtigkeit seiner Aeußerung bezweifle.

Die Matrone lächelte bei seinen Worten, die sie oft aus seinem Munde gehört, stets in seinen Briefen gelesen hatte.

„Deine Aufgabe", sagte sie, „welche Du nun seit so langer Zeit treu erfüllst, Michael, ist Dir ja seit geraumer Zeit um die Hälfte erleichtert. Der Doktor ist in meiner Nähe, und seit Irene in dem Briefenhoff'schen Hause ist, hast Du wenig mehr zu thun gehabt, als gelegentlich Dich einmal zu erkundigen, ob sie sich noch in ihrer Stelle befindet."

„Es ist mir auch nicht zu viel gewesen, Muhme!" erwiderte Michael. „Ich meine nur, das Reisen macht marode!"

„Du mußt Dich zur Ruhe setzen, Michael!" sagte die Alte.

„Ich mich zur Ruhe setzen?“ fragte Michael, indem er ein erstauntes Gesicht machte. „Ich wär's zufrieden, aber wovon soll ich leben? So viel habe ich nicht erspart, um in meinen alten Tagen das Leben anständig genießen zu können. Nein, man muß sich fortplagen, so lange es geht, und wenn der Körper vom Reisen noch so marode wird! Doch sage, Muhme, warum Du an den beiden Geschwistern einen so regen Antheil nimmst. Das Mitleid mit ihrem Vater, dem Baron Ferdinand, kann es doch nicht allein sein!“

„Nein, das ist es auch nicht!“ entgegnete die Matrone; „ich thu' es aus Liebe für ihre Mutter. Der Baron — ich meine den Majoratsherrn — war wenige Jahre verheirathet, da bekam die Erzieherin der jungen Baroneß Heimweh und kehrte in die Schweiz zurück. Der Baron hielt es für nöthig, daß die Ausbildung seiner Schwester noch weiter fortgesetzt werde, und engagirte eine neue Gouvernante, die spätere Gemahlin Ferdinands. Das Mädchen war schön — ach, so schön! Alle hatten sie lieb, nur nicht die Baronin, die stolz und hochfahrend gegen sie war, vielleicht weil sie fürchtete, das Herz ihres Mannes möchte bei der Wahl dieser Erzieherin nicht ohne Einfluß gewesen sein. Minna Kauffer, so hieß sie, ertrug die Launen mit Geduld — sie hätte nur eine Be-

schwerde bei dem Baron dürfen verlauten lassen, und dieser hätte seiner Gemahlin den Kopf zurechtgesetzt; denn er liebte seine Frau nicht, wol aber das junge Mädchen, wie sich nachher zeigte. Baron Ferdinand, der seit kurzer Zeit Lesdorf bekommen hatte, war seit der Ankunft des jungen Mädchens ein häufiger Gast im Schloß — er liebte die Erzieherin und sie ihn; aber sie hielten es geheim, weil Ferdinand den Einspruch des Bruders fürchtete, den er herzlich liebte, und sich nicht durch die Wahl einer Frau ohne seine Billigung zum Feinde machen wollte. Bei gelegentlichen Hindeutungen auf die Erzieherin war der Majoratsherr sehr unwillig geworden, freilich nicht, weil er die Heirath nicht für standesgemäß hielt, sondern weil er das junge Mädchen selbst liebte und sie, wenn auch auf unerlaubte Weise, zu besitzen hoffte. Minna hatte von der Liebe und den Wünschen des Majoratsherrn keine Ahnung; denn er war kühl gegen sie und artig — aus Vorsicht: er wußte, daß die Augen seiner Gemahlin ihn beständig überwachten. Allein er hoffte, daß sich eine günstige Gelegenheit finden werde.

Zwischen Ferdinand und Minna war indessen das Liebesverhältniß im Geheimen fortgesetzt worden. Er war klug genug, seinen Bruder bei den häufigen Be-

suchen nichts merken zu lassen. So war einige Zeit vergangen, als die Baronin eine nothwendige Badereise machte. Die Zeit benutzte der Baron, um der Gouvernante näher zu treten — sie wies ihn bescheiden, aber bestimmt in die gehörigen Grenzen zurück; er hielt es für Sprödigkeit, die sich werde überwinden lassen. Daß sie an der Liebe zu dem jüngeren Bruder einen festen Halt hatte, daran dachte er nicht. Ferdinand aber schien doch von den unerlaubten Liebeswerbungen seines Bruders Kenntniß bekommen zu haben; denn er kam während der Abwesenheit der Baronin weit öfter und blieb auch zuweilen mehrere Tage nach einander auf dem Schlosse, obwol es nach Lesdorf nicht weit ist. Er bewachte den Bruder geradeso, wie er von ihm bewacht wurde. Da wurde eines Tages der Majoratsherr ganz plötzlich aufgeklärt, wie es zwischen Ferdinand und Minna stand. Er hatte ein paar Zeilen, welche der Bruder in ein Unterrichtsbuch der Gouvernante geschrieben, gelesen, war selbst zu dem Stelldichein gegangen und von Ferdinand auf Minna's Zimmer überrascht worden. Man erzählte sich damals, der jüngere Bruder habe im Zorn den älteren geschlagen und aus dem Zimmer geworfen — glaublich ist es; denn seit der Zeit hat Ferdinand das Schloß nicht mehr betreten und auch nie mehr mit

dem Bruder gesprochen — nur kurz vor seinem Tode hat er öfter an ihn geschrieben, aber der Majoratsherr hat nichts von ihm wissen mögen. Fräulein Minna verließ am nächsten Tage das Schloß und zog zu Verwandten nach der Hauptstadt — in sechs Wochen war sie Ferdinands Frau."

„Aber woher stammt Deine Theilnahme für die Erzieherin?" fragte der Weinreisende. „Aus dem, was Du mir eben erzähltest, kann ich den Grund nicht herausfinden!"

„Fräulein Minna", fuhr Susanne fort, „war wenige Wochen hier. Es war ein ungewöhnlich heißer Sommer, und hier und da, namentlich in den Städten, waren vereinzelte Fälle von Cholera vorgekommen. Die Krankheit griff rasch um sich, auch die Dörfer blieben nicht verschont. Der Mangel an Aerzten, die furchtbare Angst der Landbewohner vor der grauenhaften Krankheit trugen wesentlich zur Verbreitung derselben bei. Auch bis in unsere nächste Nachbarschaft war sie gedrungen. Ich war mit meiner Tochter bei Verwandten meines Mannes im Posen'schen zum Besuch, als auch hier in Tarnau einige Leute der Seuche erlagen. Im Dorfe herrschte die entsetzlichste Furcht, und auch auf dem Schlosse war man in großer Sorge; namentlich vermied die Baronin

jede Berührung, die etwa die Einschleppung der Krankheit ermöglichen konnte. Niemand von der Dienerschaft durfte mit Leuten aus dem Dorfe verkehren; ja man ging so weit, alle Bedürfnisse, welche vom Wirthschaftshofe bezogen wurden, unter Beobachtung besonderer Vorsichtsmaßregeln in's Schloß zu schaffen. So war denn von der nächsten Umgebung des Schlosses die Krankheit einige Zeit fern gehalten worden.

„Da erkrankte eines Morgens — noch während unserer Abwesenheit — mein Mann; nur mit Mühe konnte er sich nach seiner Stube schleppen — es war hier diese Stube; das Gärtnerhaus unten im Park wurde erst nachher gebaut. Ein heimliches Grauen kam über die Dienerschaft, als es hieß: die Cholera ist im Schlosse, der Gärtner hat die Cholera! — Jeder glaubte, er müsse unfehlbar das nächste Opfer sein."

„Nun, und was sagte die Baronin dazu?" fragte Michael mit dem Behagen eines Menschen, der die Cholera tausend Meilen von sich entfernt weiß.

„Ihr wurde auf den ausdrücklichen Befehl des Barons die Thatsache völlig verheimlicht; auch ordnete er das Nöthige an, damit der Arzt, nach dem sofort gesandt worden war, unbemerkt in's Schloß gelangen möchte. Aber ehe er herbeigeschafft werden konnte, wäre mein Mann vielleicht längst ein Opfer der

Krankheit geworden, wenn sich nicht Fräulein Minna seiner angenommen hätte. Tropfen und Thee, denen man eine gute Wirkung gegen die Krankheit zuschrieb, waren im Schlosse; auch hatte der Baron befohlen, daß die Haushälterin oder der Bediente meinem Manne Tropfen und Thee verabreichen sollte. Allein Niemand hatte das Herz, die Krankenstube zu betreten — sie fürchteten, dem Tod unfehlbar in die Arme zu laufen, wenn sie dem Befehl des Barons gehorchten und mit christlicher Barmherzigkeit dem Leidenden zu Hilfe eilten. Da, als Niemand Muth zeigte, entschloß sich das Fräulein, an welches sich die Haushälterin in ihrer Verlegenheit und Angst gewendet, dem Kranken die Medizin zu reichen. Ihre Unerschrockenheit belebte auch die Haushälterin, eine sonst resolute Person, welche nur im Augenblick den Kopf mit den Andern verloren hatte; sie machte wärmende Umschläge und pflegte meinen Mann mit dem Fräulein redlich. Und als am Abend endlich der Arzt, dem der Wagen von Dorf zu Dorf nachgefahren war, anlangte, fand er den Kranken bereits auf dem Wege zur Besserung. Der Anfall war von Anfang an nicht schwer gewesen — die rechtzeitige Hilfe aber hatte jegliche Gefahr abgewandt. Als ich ein paar Tage darauf — der Inspektor hatte mir schnell ge-

schrieben — zurückkam, fand ich meinen Mann schon wieder außerhalb des Bettes. Was ich dabei dem Fräulein verdankte, erfuhr ich bald, und seit der Zeit habe ich immer gewünscht, ihr das Gute, was sie an meinem Manne gethan, einmal vergelten zu können. Es ist nicht dazu gekommen; aber ich will die Schuld an ihren Kindern, wenn's möglich ist, abtragen. Der Baron soll sie im Testamente bedenken, und er wird's thun; denn er hat eine große Schuld gegen mich gutzumachen — Du weißt, wegen der Rose."

„Es ist gut, daß es Deine Schützlinge nicht nöthig haben, Muhme; Du möchtest Dich vielleicht doch verrechnen. Der Baron ist zwar reich, allein das Majorat bekommt Wilhelm; er hat noch zwei rechtmäßige Kinder; für Deiner Tochter Sohn soll er ebenfalls sorgen — glaubst Du, daß er außerdem noch die Kinder seines Bruders, welchen er bis zum Tode gehaßt hat, bedenken wird?"

„Er wird es thun; denn ihre Mutter hat er geliebt, er liebt sie noch, ich weiß es", erwiderte Susanne.

„Warum aber hat er für die Schwägerin nichts gethan, als der Bruder sich erschossen und die Familie in der drückendsten Armuth zurückgelassen hatte?" bemerkte Michael Stallbaum. „Das spricht nicht dafür, daß er seine Schwägerin später noch liebte."

„Darüber habe ich nie etwas erfahren können. Räthselhaft ist es mir immer gewesen, und wüßte ich nicht ganz genau, daß er sich seit jener Zeit nicht wieder um seine Verwandten gekümmert, ich würde es nicht glauben. Aber das weiß ich gewiß, daß er noch heute seiner Schwägerin ein zärtliches Andenken bewahrt — und das soll ihren Kindern zu Gute kommen."

„Ich will es wünschen, Muhme!" sagte Herr Stallbaum, indem er seinen maroden Körper vom Stuhl erhob. „In jedem Falle haben sie gelernt, auf eigenen Füßen durch's Leben zu gehen, und das ist mehr werth, als eine kleine Erbschaft, die noch dazu in weiter Ferne liegt."

Nach diesen Worten verabschiedete sich Herr Stallbaum von seiner Muhme. Die Alte aber sagte, nachdem er das Zimmer verlassen, vor sich hin: „Und wenn ich nichts erreiche, so will ich doch wenigstens das Eine durchsetzen, daß sie als Verwandte das Schloß betreten, in welches sie gehören!"

Zehntes Kapitel.

In einem geräumigen Zimmer, das, äußerst elegant eingerichtet, nur durch die auf geschmackvoll gearbeiteten Repositorien aufgestellten Bücher sich als die Studirstube eines Gelehrten auswies, befanden sich zwei Männer. Der ältere, mit einem sehr selbstgefälligen Gesicht und untadelhafter weißer Halsbinde, war der Professor der Theologie Reinbeck, der andere unser alter Bekannter Amandus Kurz.

„Ich wundere mich nicht, lieber Herr Kurz", sagte der Professor, „daß Sie die Stelle in Feldheim ausgeschlagen, ja, ich kann behaupten, daß ich es einigermaßen mit Gewißheit erwartet habe. Mein Freund, der Graf, welcher mich mit seinem Vertrauen beehrt, wird dem von mir in Vorschlag gebrachten Geistlichen ohne Frage das Amt übertragen; das Einkommen ist reichlich, und Sie würden sich gewiß sehr wol befunden haben. Allein bei genauerer Erwägung finde ich, daß Ihre Aussichten hier weit besser sind.

Sie haben als Mittagsprediger an der Sophienkirche Ihr leidliches Auskommen, Sie sind Licentiat, und da meine Richtung" — hier warf sich der Professor in die Brust — „in der Fakultät den Ausschlag giebt, gegründete Hoffnung auf eine außerordentliche Professur. Da ich natürlich nicht wissen konnte, ob Sie nicht das Gewissere und Näherliegende vorziehen würden, hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen die Pfarre anzubieten; allein Ihr Entschluß, dieselbe nicht anzunehmen und hier zu bleiben, erfreut mich um so mehr, als Ihre Gesinnungstüchtigkeit und Energie, sowie Ihr später zu erwartender Einfluß auf die studirende Jugend mir Ihren Weggang schmerzlich gemacht hätten."

Amandus Kurz machte ein bescheidenes Gesicht bei dieser schmeichelhaften Anerkennung des Meisters; über seine Seele jedoch schlich ein befriedigtes Lächeln. Er wußte recht wol, daß der Professor von ihm als Kollegen willige Fügsamkeit und eine Verstärkung seiner Partei erwartete und auch Ursache hatte, für die Dienste, die er ihm als Student durch strenge Ueberwachung seiner Kommilitonen erwiesen, sich dankbar zu zeigen.

„Ich wüßte — hm! Jemand, welchen ich Ihrer einflußreichen Verwendung empfehlen möchte!" versetzte Amandus.

„Ich hatte, Ihre Ablehnung vermuthend, auch bereits Jemand in's Auge gefaßt!" sagte der Professor und heftete seine Augen fest auf den jungen Theologen; nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „den Kandidaten Möllen!"

Amandus befand sich in einer peinlichen Lage, und die forschenden Blicke des Professors wurden ihm äußerst unbehaglich. Er wußte, daß die Vorliebe des Professors für den freisinnigen Kandidaten sehr persönlicher Natur war, daß sie lediglich der Hoffnung entsprang, der junge Theologe interessire sich lebendig für die eine der vier Professorentöchter; er war überzeugt, daß nur diese Rücksicht den Professor zu einer Theilnahme veranlaßte, welche durch die religiösen Ansichten Möllens geradezu verhöhnt wurde. Aber noch aus einem andern Grunde waren diese Gedanken für ihn unerquicklich. Auch er hatte nicht ohne Nebenabsichten den Schein erregt, als empfinde er Liebe für die eine Tochter des Meisters, und wenn er sich auch sagen konnte, daß er nicht allein diesem Umstande die auffällige Gunst des Professors verdanke, so fühlte er sich doch in dem Augenblick, wo er Martha's Vater in Vorschlag bringen wollte, unangenehm daran erinnert. Er schwieg daher still und überließ dem Professor das Wort. Dieser schien eine Ahnung da=

von zu haben, daß ihn sein gelehriger Jünger durchschaut habe.

„Sie scheinen einigermaßen überrascht zu sein, lieber Herr Kurz", sagte der Professor, „und Sie haben Grund dazu. Denn seitdem Möllen das Haus des Herrn von Fromhügel verlassen hat, ist er nicht mehr über meine Schwelle getreten. Zudem hatte er schon als Student Ansichten, welche nichts weniger als orthodox waren und eine Berücksichtigung von meiner Seite sonderbar erscheinen lassen."

„Sie wissen doch, Herr Professor", sagte Amandus, „daß Möllen — hm! seit geraumer Zeit Mitarbeiter der Provinzialzeitung ist, daß aus seiner Feder die abscheulichen Artikel — hm! über die Hierarchie in der evangelischen Kirche herstammen, daß in diesen Aufsätzen — hm! ganz offenbare Angriffe gegen die orthodoxe Richtung, insbesondere — hm! gegen Sie und Ihre Partei enthalten sind?"

„Sie machten mich bereits darauf aufmerksam, lieber Herr Kurz", entgegnete der Professor unangenehm berührt von den Anführungen des jungen Mannes. „Ich denke milder darüber, lieber Herr Kurz, und Sie werden es später auch thun. Sehen Sie, Möllen verliert seine Stelle, er findet nicht gleich eine passende, er ist mittellos, muß auf eine Erwerbs-

quelle denken, findet diese bei einer Zeitung — was ist natürlicher, als daß er dem Charakter dieser Zeitung gemäß schreibt und die orthodoxe Richtung angreift?"

„Aber man kann ihn doch dafür — hm! nicht geradezu belohnen!" sagte Amandus eifrig.

„Nein!" erwiderte der Professor ruhig. „Es ist allerdings etwas arg; aber bedenken Sie, daß es vielleicht möglich ist, aus einem so gefährlichen Gegner einen dienstbaren und nützlichen Freund zu machen. Möllen hat glänzende Geistesgaben, einen blendenden Stil, große Gewandtheit, das, worauf es ankommt, in's rechte Licht zu setzen — einen solchen Mann darf man nicht ohne Weiteres aufgeben. Bedenken Sie, welchen Vortheil es unserer Sache brächte, wenn er so für uns schriebe, wie er gegen uns schreibt, ja, wie nützlich es schon wäre, wenn man ihn zum Schweigen vermögen könnte!"

„Und glauben Sie, daß Möllen — hm! durch Verleihung jener Stelle zu gewinnen wäre?"

„Man muß es versuchen! Er wäre nicht der Erste, der auf diese Weise auf den richtigen Weg zurückgeführt wurde!"

„Wird aber dem Grafen, wird namentlich der Kirche — hm! gedient sein, wenn so äußerliche Beweggründe — hm! seine Umkehr veranlaßten?"

„Hier fehlt Ihnen die Erfahrung, lieber Herr Kurz!“ versetzte der Professor mit Ueberlegenheit. „Ich bin überzeugt, daß Möllen, wenn er, wie Sie versichern, jene Artikel geschrieben, sehr viele fremde Ansichten darin ausgesprochen hat, und von vielen Behauptungen ebensowenig hält, wie Sie und ich. Allein die Verpflichtung, scharf und pikant zu schreiben, vielleicht auch der Beifall, welchen er sogleich damit gefunden, haben ihn über die Grenze, bis wohin seine eigenen Ansichten reichen, hinausgeführt. Mit seinem Glauben steht es nicht ganz so schlimm, als jene Artikel vermuthen lassen; er wird mit der Zeit über Vieles ruhiger denken lernen; die praktischen Forderungen seines Amtes werden ihn von unnützen Spekulationen abhalten, die Glaubenseinfachheit der Landleute wird ihm den Frieden mit sich selbst zurückgeben. Man darf ihn nicht so ohne Weiteres fallen lassen!“

Amandus Kurz hörte diese Worte, welche in dem Munde eines religiösen Zeloten, wie der Professor es war, sonderbar genug klangen, mit innerem Erstaunen an. Er war überzeugt, daß derselbe im Grunde genommen sich selbst mit vollem Bewußtsein täuschte und lediglich aus Rücksicht auf seine Tochter den Kandidaten Möllen festzuhalten gedachte. Allein da er nicht verrathen wollte, wie sehr er den Meister durch-

schaut, und da er sich außerdem von Einwendungen keinen Erfolg versprach, beschloß er, den Angriff von einer andern Seite aus zu unternehmen; denn er war nicht gesonnen, seine Bemühungen zu Gunsten seines künftigen Schwiegervaters aufzugeben, und er hatte nicht unschlau die verwundbarste Stelle des Professors zu einem entscheidenden Schlage aufgespart.

„Mir scheint es nur sehr fraglich — hm! ob Möllen die Stelle annehmen wird!“ begann er vorsichtig.

Reinbeck lächelte.

„Warum nicht? Er wird im Gegentheil das unvermuthete Anerbieten mit Freuden ergreifen. Ein junger Mann wie er findet nicht so leicht wieder eine so glänzende Stellung, namentlich wenn er mit seinen freisinnigen Ansichten sich misliebig gemacht hat!“

„Wenn er aber den Gedanken, ein geistliches Amt — hm! zu verwalten, ganz aufgegeben hätte?“

„Das glaube ich nicht!“

„Es hat aber — hm! sehr den Anschein! Er hat mit einer Schauspielerin — hm! ein zärtliches Verhältniß angeknüpft, und er wird doch schwerlich die Absicht haben — hm! sie zur Frau Pastorin zu machen? Oder meinen Sie, Herr Professor?“

Der Streich, welchen Amandus gegen seinen Meister geführt, hatte empfindlich getroffen. Der Professor ward einen Augenblick verlegen, und zwischen den beiden Männern trat eine Pause ein, während welcher sich der eine von seiner Niederlage, der andere von seinem Triumphe zu gleichmäßiger Ruhe zu sammeln strebte.

„Woher wissen Sie das?“ fragte Reinbeck scheinbar gleichgiltig.

„Ich weiß, daß er — hm! die Theaterreferate schreibt, und darin wird das Fräulein — hm! Leonore Adenau heißt sie — stets in einer Weise erwähnt, die — hm! mit der kühlen Betrachtung eines unparteiischen Kritikers wenig gemein hat.“

„Ihre Vermuthungen, lieber Herr Kurz, haben doch eine zu schwache Basis, als daß man viel Gewicht darauf legen könnte!“

„Ich weiß aber — hm! daß er sie oft besucht! Er ist auch mehrmals — hm! öffentlich mit ihr gesehen worden.“

„Sie scheinen Herrn Möllen genau zu beobachten“, versetzte Reinbeck, theils über die Nachricht selbst, theils über die allmähliche Mittheilung derselben verdrießlich. Allein mit Gewandtheit parirte Amandus den Hieb,

welchen der Meister im Aerger etwas unvorsichtig geführt hatte.

„Sie selbst hatten mir den Auftrag — hm! ertheilt, nachdem Sie erfahren, daß er — hm! hierher zurückgekehrt sei!“ versetzte er mit unterwürfiger Miene.

Der Professor ging nach diesen Worten mehrmals im Zimmer auf und ab. Er hatte erkannt, wie gefährlich der Schüler geworden war, und diese Entdeckung verdroß ihn um so mehr, als er sich vor ihm mancherlei Blößen gegeben hatte. Amandus fühlte, daß er über den Professor auf's Neue einen Sieg davongetragen, und dieser das Bewußtsein davon hatte; er versprach sich davon einen günstigen Erfolg für seinen Schützling.

„Wen wollten Sie mir in Vorschlag bringen?“ fragte Reinbeck nach einer Pause.

„Den Pastor Höfer in Rackschütz, einen — hm! entfernten Verwandten!“

„Der Mann ist schon bei Jahren, Rackschütz eine gute Stelle — sind Sie auch gewiß, lieber Herr Kurz, daß ihm etwas daran gelegen sein wird, die Gemeinde, in welcher er sich eingelebt hat, zu verlassen und eine neue Stelle anzunehmen, deren Vortheile nicht gar so sehr überwiegend sind?“

„Wenn man ihm die Stelle — hm! anbietet, so glaube ich, daß er sie annimmt; darum bewerben — hm! würde er sich auf keinen Fall. Uebrigens könnte ihm vielleicht — hm! durch Uebertragung der Superintendentur, die inzwischen — hm! noch verwaltet wird, eine Auszeichnung erwiesen werden. Sie besitzen den Einfluß, — hm! an maßgebender Stelle die Aufmerksamkeit auf ihn hinzulenken."

„Bevor eine offizielle Aufforderung an ihn ergeht, werde ich erst privatim einmal bei ihm anfragen, ob er die Stelle anzunehmen geneigt sein sollte. Was die Uebertragung der Superintendentur anlangt, so wissen Sie, daß das nicht in meiner Hand liegt; doch will ich thun, was ich vermag. Fragen Sie in etwa vierzehn Tagen einmal nach!"

Damit hatte die Unterredung ein Ende. Amandus Kurz glaubte für seinen künftigen Schwiegervater das gethan zu haben, was den Wünschen der Frau Pastor gemäß war. Professor Reinbeck wollte, bevor er sich für den Pastor Höfer entschied, erst genauere Erkundigungen über Möllen einziehen; denn er hielt weder die Angaben seines Günstlings Kurz für völlig unbefangen und frei von aller Uebertreibung, noch verzweifelte er daran, den jungen Apostaten mit einer guten Stelle zu födern und seiner Partei eine glän-

zende Kraft, seinem Hause einen willkommenen Schwiegersohn zuzuführen.

— — — — — — — — — —

An dem nämlichen Tage saß der Bankier von Fromhügel in seinem Arbeitszimmer; er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und starrte mit unverhohlenem Aerger fortwährend nach ein und derselben Stelle. Sein ganzes Gesicht machte einen galligen Eindruck; man sah es ihm an, daß ihn etwas ausnahmsweise verdroß. Er klingelte; der Kassendiener trat herein.

„Gehen Sie zu Herrn Redakteur Steiermann", befahl Herr von Fromhügel, „er möge sich sofort einmal zu mir bemühen!"

Der Kassendiener entfernte sich; unmittelbar darauf trat der Lieutenant von Fromhügel in's Zimmer, eine brennende Cigarre im Munde. Der Vater empfing den jungen Mann mit finsterem Gesicht.

„Konrad", sagte er zu dem Sohne, der sich nachlässig in einen Sessel geworfen hatte, „zunächst muß ich Dich wiederum aufmerksam machen, daß Du Dich nicht in dem Zimmer des Rittergutsbesitzers von Fromhügel befindest, sondern in dem Zimmer des Bankiers von Fromhügel, in welchem er seine Geschäftsfreunde, darunter die distinguirtesten Personen

der Stadt, zu empfangen pflegt. Mithin laß Deine Cigarre ausgehen! Künftig lege sie im Vorzimmer weg!"

„Wozu diese steife Etikette, Papa?" sagte Konrad leicht hin.

„Weil ich es will!" erwiderte Herr von Fromhügel kurz.

Der Lieutenant legte die Cigarre weg und sprach mit schlecht verhehltem Verdruß:

„Du hast mich rufen lassen, Papa?"

„Du sollst sogleich erfahren, weshalb! Zunächst muß ich Dir bemerken, daß ich äußerst gespannt bin, zu erfahren, wann Du eigentlich einmal anfangen wirst, einen solideren Lebenswandel zu führen. Deine Epauletten, und was drum und dran hängt, werden mir nachgerade etwas sehr kostspielig!"

„Papa", entgegnete der Sohn mit einem Anfluge von dreister Ironie, „Du erinnertest mich so eben daran, daß ich mich im Zimmer des Bankiers von Fromhügel befände, nicht in dem des Rittergutsbesitzers von Fromhügel. Der Vorwurf, den Du mir hinsichtlich meiner Ausgaben machtest, steht damit ganz im Einklang; denn der Rittergutsbesitzer von Fromhügel würde sich wol kaum zu einem solchen Tadel herbeilassen."

„Für Dich, Konrad, ist kein Unterschied vorhan-

den, und wenn ich auch vorhin diese Sonderung machte, so verbitte ich mir doch ein für alle Mal, daß Du in Deinem Sinne eine Anwendung davon machst. Ob dem Rittergutsbesitzer oder dem Bankier Deine Ausgaben zu arg werden, ist einerlei, genug, ich habe es satt, das Vergnügen, meinen Sohn in Uniform herumstolziren zu sehen, mit so großen Kosten zu erkaufen."

„Aber Papa, ich weiß wirklich nicht, daß meine Schulden derartig sind, um Dich in dieser Weise aufzubringen!"

„Daß Dir darüber die klare Einsicht fehlt, wundert mich durchaus nicht. Zu rechnen hast Du nur verstanden, so lange Du am Comptoirtische saßest. Seitdem ich darein gewilligt, daß Du nach Ableistung Deiner Militärpflicht als Offizier beim Regimente verbliebst, hast Du gewirthschaftet, als ob Du in Deinem Leben nie die vier Species gelernt hättest. Hoffentlich wird das anders werden, wenn Du die Uniform wieder ausgezogen und an den Comptoirtisch zurückgekehrt sein wirst. Der Schmerz Deiner Mutter über diese Metamorphose wird sich sicherlich legen, sobald sie sehen wird, daß ich wieder zufriedener mit Dir bin."

„Wodurch ich Deine Zufriedenheit bis zu dem

Grade verscherzt habe, ist mir in der That räthselhaft!" sagte der Lieutenant etwas kleinlaut; denn wenn er auch schon öfters aus dem Munde seines Vaters die Drohung, ihn vom Roß wieder auf den Drehstuhl zu setzen, vernommen und dies für eine bedeutungslose Phrase zu halten sich gewöhnt hatte, so ward ihm doch bei dem Ernst, mit welchem diesmal der Vater seinen Entschluß aussprach, bange.

„Konrad, Du hast Dich nicht entblödet, Dir bei meinem Kassirer, bei einem Untergebenen Deines Vaters, die Summe von dreitausend Thalern zu borgen. Abgesehen davon, daß der Verbrauch dieser Summe, über welchen ich genaueren Nachweis von Dir verlange, ein unverantwortlicher Leichtsinn ist, so hast Du auch weder auf Dich, noch vor Allem auf mich die geringste Rücksicht genommen, indem Du von einem Manne, der Deines Vaters Brot ißt, das Geld entlehntest."

„Ich gestehe, daß dies vielleicht nicht ganz klug war", erwiderte Konrad einlenkend, obwol er schon bei anderen Gelegenheiten, wenn auch in geringerem Maße, die Hilfe des Kassirers in Anspruch genommen hatte. „Die Summe selbst habe ich nicht verbraucht, ich habe sie für einen Andern geliehen, für den Baron Wilhelm von Kramsdorff, der eine Schuld

zu zahlen hatte und sich aus irgend einem Grunde nicht an seinen Vater wenden wollte. Es war zu der Zeit, als ich mich noch um die Baroneß machte."

Das Gesicht des Herrn von Fromhügel klärte sich plötzlich auf, ein leises Lächeln flog über seine Züge; aber es war nicht eine Aeußerung der Freude über die Rechtfertigung des Sohnes, sondern des Triumphs darüber, daß ein Mitglied des stolzen Hauses Kramsdorff die freundschaftliche Hilfe eines Fromhügel in Anspruch genommen hatte.

„Baron Wilhelm hat Dir das Geld noch nicht zurückgezahlt?" fragte hastig der Bankier.

„Ich kann Dir den letzten Brief von ihm zeigen, worin er mich um Prolongation ersucht — auf zwei weitere Monate; der Termin läuft übermorgen ab. Er wird auch dann vermuthlich nicht zahlen können, da er allem Anschein nach es vermeiden will, seinen Vater von dieser Anleihe in Kenntniß zu setzen."

„Du hast ihm noch nicht geantwortet, Konrad?"

„Nein!"

„Dann laß es! Es ist gut, und ich würde gewissermaßen mit dieser Anleihe zu diesem Zwecke zufrieden sein, wenn Du Dich nicht blosgestellt hättest. Ich habe nicht übel Lust, dem Kassirer zu kündigen, und würde es unfehlbar thun, wenn ich nicht fürch-

tete, daß er für Verbreitung des Grundes Sorge tragen und uns dadurch blosstellen würde. Deshalb muß es für jetzt unterbleiben; aber Dir mache ich es zur dringenden Pflicht, unter allen Umständen in ähnlichen Lagen Dich daran zu erinnern, was Du unserem Hause schuldig bist. — Dort stehen Zündhölzer, um Deine Cigarre wieder in Brand zu setzen."

Der Lieutenant erhob sich, zündete seine Cigarre wieder an, verwünschte im Stillen den dummen Kassirer, dessen Sorge um die dreitausend Thaler ihm zu der Audienz verholfen, und entfernte sich aus dem Zimmer seines Vaters.

Er hatte nicht sobald das Gemach verlassen, als sich auch der Bankier sofort an den Schreibtisch setzte. Aus seinen dunklen Augen, aus dem gelben Gesicht war jede Spur von Aerger gewichen, der volle Ausdruck einer stolzen Genugthuung lag in demselben. Welch' eine passende Gelegenheit, an dem stolzen, abweisenden Baron sich für die Vereitelung des Aktienprojekts, für die unberücksichtigten Einladungen, für die fehlgeschlagene Hoffnung auf eine Verbindung mit dem alten Hause zu revanchiren, hatte ihm der Leichtsinn des Sohnes verschafft! Er empfand eine Art von Wollust bei dem Gedanken, wie tief den alten Baron die Nachricht kränken würde, daß sein Sohn

von dem jungen Herrn von Fromhügel dreitausend Thaler geliehen habe und sie nicht zurückzuzahlen im Stande gewesen sei; den günstigen Augenblick, den Vater durch den Leichtsinn des Sohnes zu züchtigen, durfte er nicht vorübergehen lassen. Er schrieb an den alten Baron, theilte ihm die Anleihe des Majoratserben mit und ersuchte ihn um Uebersendung der Summe.

Er hatte eben den Brief einem Diener zur Beförderung durch die Stadtpost übergeben, als der Redakteur Steiermann gemeldet wurde. Sofort verschwand der Freudenschein aus dem Antlitz des Bankiers und machte wiederum einer Wetterwolke Platz. Der eintretende Redakteur fand den Chef des Hauses bereits mit der Zeitung in der Hand auf dem Sopha sitzen, ward merklich kühl empfangen und durch eine ziemlich vornehme Handbewegung aufgefordert, auf einem Stuhl Platz zu nehmen.

„Sie erinnern sich, daß ich vor etwa drei Wochen eine Soirée veranstaltete, Herr Steiermann?“ begann der Bankier.

„Gewiß — ich hatte selbst die Ehre, von Ihnen eingeladen zu sein!“ versetzte der Redakteur.

„Ich mache mir jedes Jahr einmal das Vergnügen“, fuhr der Andere fort, „eine Gesellschaft zu geben, in welcher die verschiedensten Berufszweige in

buntem Durcheinander vertreten sind; ich liebe es bisweilen, die steife Gleichmäßigkeit abzustreifen und Abwechselung in die offiziellen Diners zu bringen; ich pflege diese Soirée stets die gemüthliche zu nennen!“

Herr Steiermann wußte dies; den Schluß der Soiréen, bei welchen fast ausschließlich die Geld-aristokratie vertreten war, bildete stets ein Souper, zu welchem Herr von Fromhügel die ärmeren Verwandten seiner Frau, seine Beamten, kurz solche Leute einlud, von denen er glaubte, daß sie in jeder Hinsicht unter ihm stünden und sich noch lange Zeit der ihnen widerfahrenen Ehre mit Stolz erinnern würden. Dies war die gemüthliche Soirée, und an diesem Abend zog Herr von Fromhügel den zugeknöpften Chef aus und den jovialen Wirth an, ohne jedoch im Stande zu sein, die frostige Temperatur, unter welcher die Gesellschaft litt, erwärmen zu können.

„Ich pflege“, fuhr der Bankier fort, „zu dieser Abendgesellschaft auch stets die tüchtigsten Mitglieder des Theaters einzuladen, theils weil ich mich für die Kunst interessire, theils weil dieselben zur Belebung der allgemeinen Unterhaltung viel beitragen.“

Die letztere Behauptung war richtig: die Künstler und Künstlerinnen bezahlten die Speisen und den

Wein durch Gesangsvorträge und Deklamationen, zu welchen sie auf's freundlichste aufgefordert wurden.

„Zu jener Gesellschaft hatte ich auch die Schauspielerin Leonore Adenau eingeladen. Einige Tage vorher rühmten einige meiner Leute im Comptoir von ihr, daß sie äußerst liebenswürdig sei, und ich versprach ihnen, daß sie die junge Dame bei mir sehen würden. Ich konnte es versprechen; denn bisher haben die Mitglieder des hiesigen Theaters es sich stets zur Ehre gerechnet, zu meinen Gesellschaften gezogen zu werden. Die Adenau schlug meine Einladung aus; sie erschien nicht und machte es mir unmöglich, mein Versprechen zu halten."

„Vergessen Sie nicht, Herr von Fromhügel", versetzte der Redakteur, „daß sie bereits vorher ihre Mitwirkung bei einer Aufführung zu Gunsten eines wolthätigen Zweckes zugesagt hatte."

„Sie mußte absagen, anstatt einem Manne von meiner Stellung einen solchen Affront zu machen!" entgegnete Herr von Fromhügel gereizt. „Kurz, sie kam nicht. Ich verlangte dafür, daß sie in meiner Zeitung hinfort nicht mehr besprochen würde; sie sollte in den Theaterreferaten nicht mehr erwähnt werden. Statt dessen finde ich, daß sie in dem Organ, welches von meinem Gelde unterhalten wird, mir

gleichsam zum Hohn, mit dem ausgesuchtesten Lobe überschüttet wird."

„Bedenken Sie, Herr von Fromhügel", machte der Redakteur geltend, „die Unmöglichkeit, eine Künstlerin von ihrem Talent, die der allgemeine Liebling der Theaterbesucher ist, in einer Zeitung absolut todtzuschweigen. Das geht schon nicht wegen des Publikums."

„Was kümmert mich das Publikum", sprach Herr von Fromhügel eigensinnig, „wenn es sich um meinen Willen handelt! Das Kapital, welches in der Zeitung steckt, verzinst sich nothdürftig; in meinem Geschäft würde es das Dreifache bringen. Es ist daher wol nicht zu viel verlangt, wenn ich beanspruche, daß für die Opfer, die ich diesem meinem Organ bringe, auch meine Privatwünsche berücksichtigt werden. Ich habe die übrige Haltung der Zeitung ganz Ihrem Ermessen anheimgestellt und bin sehr ungehalten, daß Sie meine bestimmt geäußerte Meinung in solchen Nebensachen unbeachtet ließen."

Der Redakteur hörte sich die ärgerlichen Ergüsse des Bankiers still an; er kannte die Launenhaftigkeit und Eitelkeit des Mannes zu gut, um sich von vernünftigen Vorstellungen Erfolg zu versprechen. Wie ein gereizter Tiger in seinem Käfig, so ging der Bankier in seinem Zimmer auf und ab.

„Warum erwidern Sie nichts, Herr Steiermann?" sagte er nach einer Weile, während welcher er vergebens auf eine Antwort geharrt hatte.

„Ich habe Ihnen schon bemerkt, Herr von Fromhügel, daß es nicht thunlich ist, in den Theaterreferaten eine Schauspielerin von der Bedeutung der Adenau zu ignoriren. Ein öffentliches Organ kann wol für eine Meinung thätig sein, die Ansichten der Leser beeinflussen, kann aber das Erwähnenswerthe nicht verschweigen oder das, was sich allgemeine Anerkennung erworben, tadeln."

„Dann bleiben die Theaterreferate künftig ganz weg!" entschied Herr von Fromhügel. „Ich will nicht, daß meine Zeitung dieser Person nützlich ist. Wer schreibt die Recensionen?"

„Herr Möllen!" antwortete der Redakteur.

„Möllen?" fragte der Bankier gedehnt, „Kandidat der Theologie?"

Der Redakteur bejahte es.

„Er war bei mir Hauslehrer?"

„So ist es!"

„Jemand, den ich als Hauslehrer nicht brauchen konnte, will ich auch nicht an meiner Zeitung beschäftigt wissen!" sagte der Bankier. „Der junge Mann ist sofort zu entlassen; das Gehalt, welches er

etwa wegen Nichtbeachtung der Kündigungsfrist zu beanspruchen hat, ist ihm auszuzahlen."

„Aber, Herr von Fromhügel, Möllen ist einer unserer tüchtigsten Mitarbeiter!" wandte der Redakteur ein. „Eine Feder, wie die seinige, muß man zu erhalten trachten!"

„Für Geld bekommen wir eine wieder; für Geld ist Alles zu haben!" entschied der Bankier. „Ich will Niemand in meinen Diensten wissen, der mir unangenehm ist, selbst wenn er die tüchtigste Persönlichkeit von der Welt wäre."

„Haben Sie sonst noch einen Wunsch zu äußern?" fragte nach geraumer Zeit der Redakteur.

„Nein!" entgegnete der Bankier, „nur das Eine noch: reichen Sie mir doch gelegentlich einmal ein Verzeichniß der bei der Zeitung beschäftigten Mitarbeiter ein. Es ist doch wol billig, daß ich wenigstens die Namen der Leute kenne, welche von meinem Gelde leben. Was die Adenau anlangt, so erwarte ich unbedingt die Erfüllung meines Wunsches."

Der Redakteur empfahl sich, und Herr von Fromhügel blieb mit dem Bewußtsein zurück, daß er ein einflußreicher Mann sei, dessen Gunst man nicht ohne Gefahr verscherzen könne.

Elftes Kapitel.

Die plötzliche Entlassung aus dem Redaktionsbureau hatte den Kandidaten Möllen ebenso sehr überrascht, wie muthlos gemacht. Der Beifall, den seine Arbeiten gefunden, die Zufriedenheit des Redakteurs, seine unermüdliche Thätigkeit waren ihm als Bürgen einer dauernden Stellung erschienen — nun sah er sich plötzlich wiederum einer unsichern Zukunft preisgegeben, und zwar durch den kleinlichen Haß eines Mannes, den er nie beleidigt hatte, dem er nur durch seinen entschiedenen Charakter misfällig geworden war. Es schien ihm, als ob der Mensch, der nicht mit Glücksgütern gesegnet ist, nur durch Demüthigungen, selbstentwürdigende Kriecherei und feige Nachgiebigkeit sich den Weg durch's Dasein bahnen könne; als ob der Ruf eines geraden, unbeugsamen Charakters, die Freiheit der Meinung nur zu erkaufen wäre durch frühzeitig abstumpfende Entbehrungen, durch das niederdrückende Bewußtsein einer schwankenden Existenz. Er dachte

an viele seine Altersgenossen: sie hatten weder glänzendere Geistesgaben, noch mehr gelernt, — und sie befanden sich in gesicherten Stellungen oder sahen doch wenigstens das Ziel bereits winken, während er wieder auf schwankenden Wogen planlos und unsicher hin und hertrieb. Er stellte sich vor, wie er schon seit geraumer Zeit warm auf einer Pfarre sitzen könnte, wenn er seine Ueberzeugung hätte opfern wollen, wenn er wenigstens vorsichtiger in den Aeußerungen derselben gewesen wäre. Zwar bereute er nicht, gewissenhaft gewesen zu sein und sich nicht um ein Amt beworben zu haben, für das ihm der innere Beruf, die Festigkeit des Glaubens fehlte; allein die Unsicherheit seiner Zukunft, die ihm nicht blos Entbehrungen, sondern vielleicht drückenden Mangel brachte, machte ihm das Herz schwer.

Bald nach seiner Entlassung hatte er Versuche gemacht, bei einer andern Zeitung anzukommen; man hatte ihn entweder abgewiesen oder mit sehr unsicheren Aussichten vertröstet. Er war noch zu kurze Zeit in diesem Fache thätig, um in einer andern Stadt auf eine Stellung bei einer geachteten Zeitung hoffen zu dürfen. Schon wiederholt war ihm der Gedanke aufgetaucht, wiederum als Hauslehrer in eine Familie einzutreten, aber auch ihn verwarf er in Rücksicht auf

den häufigen Wechsel, die fortwährende Abhängigkeit, die trostlose Lage, wenn er, alt und durch den anstrengenden Beruf geistig und körperlich erschöpft, jüngeren Kräften weichen mußte. In seinen jungen Jahren ein verdorbener Theologe, in seinem Alter ein verbrauchter Hauslehrer, kärglich lebend von den kümmerlichen Ersparnissen besserer Tage — es war eine trostlose Vorstellung!

Wäre er noch jünger gewesen, hätte er wahrscheinlich mit leichterem Sinne den Tagen entgegengesehen, die ihm bevorstanden; aber bereits in den Jahren, in welchen sich der Ernst des Lebens nicht mehr so leicht abschütteln läßt, fertig mit den Vorbereitungen zu einem Beruf, den er, seiner inneren Stimme folgend, aufgegeben, zu mittellos, um noch einmal von vorn anfangen zu können, stand er dem Leben mit jener matten Resignation gegenüber, welche zuweilen auch die kraftvollsten Naturen selbst in weniger wichtigen Lebensmomenten anwandelt.

Die kleine Dachstube ward ihm zu enge; er fühlte das Bedürfniß, unter Menschen sich zu bewegen, durch das geschäftige Hin- und Herwogen sich zerstreuen zu lassen, an dem Bilde rastloser Thätigkeit sich zu erfrischen. Er nahm seinen Hut und verließ sein Stübchen. Eben als er im Begriff stand, aus dem Hause zu treten,

begegnete er dem Professor Reinbeck; überrascht von dem unvermutheten Anblick des ehemaligen Lehrers, trat Möllen nach einem kurzen Gruß zur Seite.

„Mein Besuch galt Ihnen, lieber Herr Möllen", sagte Reinbeck freundlich, „und es ist mir angenehm, daß ich Sie nicht verfehlt habe."

Möllen nöthigte den Professor, mit ihm in sein Zimmer zurückzukehren.

„Ich will Sie nicht aufhalten, lieber Herr Möllen; wenn es Ihnen recht ist, begleite ich Sie. Die Angelegenheit, welche mich zu Ihnen führt, bedarf keiner langen Erörterung; sie wird, wie ich hoffe, auch keiner langen Erwägung von Ihrer Seite bedürfen."

Möllen schlug mit dem Professor den Weg nach der nahegelegenen Promenade ein. Sie war einsam und still und bot die doppelte Annehmlichkeit, sich in freier Luft bewegen zu können und nicht durch das Summen der Menschen an einem zusammenhängenden Gespräch verhindert zu sein.

„Zunächst lassen Sie mich Ihnen zu Ihrer Verlobung Glück wünschen!" begann der Professor, nachdem sie aus dem Gedränge der Straßen auf den Kiesweg der Promenade gelangt waren.

Möllen sah ihn erstaunt an und sagte: „Sie scherzen, Herr Professor! Ein Mann von einer so unsicheren

Lebensstellung, wie ich, würde mindestens unklug handeln, wollte er das Schicksal eines Mädchens mit dem seinigen verbinden. Ja, wäre ich wirklich Bräutigam, so würden Sie eher Grund haben, mich zu bedauern, als mir Glück zu wünschen; ich habe meine Stellung an der Provinzialzeitung verloren!"

Beide Nachrichten waren dem Professor angenehm zu hören; er schien mehr als je Aussicht zu haben, sein Ziel zu erreichen und den Verlorenen auf den richtigen Weg zurückzuführen.

„Dann bin ich falsch berichtet worden", versetzte Reinbeck; „man sagte mir, Sie seien mit der Schauspielerin Adenau verlobt!"

„Das ist eine leere Vermuthung! Wenn das Verhältniß zwischen zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts durchaus mit einem bestimmten Namen bezeichnet werden muß, so kann das meinige zu der Schauspielerin ein freundschaftliches genannt werden. Sie ist keine Schauspielerin von gewöhnlichem Schlage: tiefe Bildung vereinigt sich bei ihr mit Talent und Liebenswürdigkeit; ernste Lebenserfahrungen haben ihr jegliche Spur von dem Leichtsinn genommen, den man bei Schauspielerinnen in den meisten Fällen vorauszusetzen pflegt. Das Alles macht mir ihre Gesellschaft angenehm; dazu kommt noch eine gewisse Aehnlichkeit

in unseren Lebensschicksalen, welche die Menschen so oft einander nahe bringt, ohne eine andere Absicht, als die, sich des gegenseitigen Umgangs und Gedankenaustausches zu erfreuen."

Der Professor war nach dieser Seite hin vollkommen beruhigt und ging, des Erfolges gewiß, zu dem eigentlichen Zweck seines beabsichtigten Besuches über. Er bot dem Kandidaten die Stelle in Feldheim an und hob besonders hervor, daß er ihm zuerst die einträgliche Pfarre zugedacht.

„Sie sehen, lieber Herr Möllen", schloß er seine Rede, „daß ich Ihnen Ihre heftigen Ausfälle, welche Sie in der Provinzialzeitung in einzelnen Artikeln gegen unsere kirchliche Richtung gemacht haben, nicht nachtrage, sondern mit der Leidenschaftlichkeit der Jugend und der ganzen Haltung der Zeitung, welcher Sie sich anbequemen mußten, zu entschuldigen weiß."

„Zunächst muß ich Ihnen mittheilen", nahm Möllen das Wort, „daß man Sie ebenfalls falsch berichtet hat, wenn man mich als den Urheber jener Artikel bezeichnete. Ich habe durchaus nichts mit denselben zu thun; ich habe nur Aufsätze für das Feuilleton geschrieben!"

Der Professor ward durch diese Erklärung einigermaßen in Verlegenheit gesetzt; seine große Milde erhielt einen argen Stoß durch die Thatsache, daß sie

dort geäußert wurde, wo gar keine Schuld vorhanden war.

„Das ist mir äußerst angenehm zu hören“, versetzte der Professor freundlich. „Es wird Sie aber sicher nicht Wunder nehmen, daß man Ihnen jene scharfen Auslassungen zuschrieb.“

„Es ist wahr: ich galt als Student in gewissem Sinne für einen Skeptiker und für einen Gegner der Orthodoxie. Aber ich bin auch im Stande, die Ansichten Anderer gelten zu lassen und diejenigen zu ehren, welche auf Ueberzeugungstreue beruhen, wenn sie auch sonst von den meinigen sehr abweichen. Am allerwenigsten würde ich eine Zeitung zum Kampfplatz wählen und die Schärfe meiner kritischen Zähne dadurch beweisen, daß ich Ansichten, die ich nicht billige, mit frivolem Spott überschütte. Was nun die Stelle in Feldheim anlangt, so bin ich Ihnen für Ihr Wolwollen sehr verbunden, kann aber Ihr Anerbieten nicht annehmen!“

Der Professor sah den Kandidaten erstaunt an. Dieser aber fuhr fort:

„Jederzeit haben auf mich den unangenehmsten Eindruck diejenigen Menschen gemacht, welche über einen verfehlten Lebensberuf klagten. Ich gestehe, daß sie zum größten Theil bemitleidenswerth sind; denn

Nachgiebigkeit gegen den Willen der Eltern und mangelhafte Selbstprüfung sind sehr oft die Ursachen einer verfehlten Laufbahn. Aber nicht selten verdienen sie auch Verachtung; denn die Aussichten auf eine rasche und gute Versorgung treiben Viele zur Wahl eines Berufs gegen ihre Neigung, ja sogar gegen die Erkenntniß, daß sie im Grunde genommen für denselben nicht passen. Das Letztere würde auf mich Anwendung finden, wollte ich mich für die Annahme dieses Amtes entscheiden!"

„Seien Sie nicht zu streng gegen sich selbst!" ermahnte Reinbeck.

„Daß ich da, wo mir die Wahl zwischen einer unsicheren, vielleicht traurigen Zukunft und einer wolgesicherten Existenz gelassen ist, mich dennoch für die erstere entscheide, mag Ihnen beweisen, wie fest ich überzeugt bin, daß ich zu einem Geistlichen nicht tauge. Erlassen Sie es mir, Ihnen auseinanderzusetzen, worauf sich diese Ueberzeugung gründet; genug, ich würde ein Unrecht gegen die mir anvertraute Gemeinde, eine Unwahrheit gegen mich selbst begehen."

„Ist dies Ihr letztes Wort, lieber Herr Möllen?"

„Mein letztes!" lautete die ruhige Antwort.

„Das bedaure ich lebhaft!"

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her; an der nächsten Straße, welche in die Prome-

nade einmündete, trennten sie sich. Möllen setzte seinen Weg auf der Promenade fort; er dachte darüber nach, weshalb gerade ihm der Professor diese Stelle angeboten. Als er keine ausreichende Erklärung fand, begnügte er sich mit der Vermuthung, daß die alte Liebe und wolwollende Gesinnung des Professors, in dessen Hause er früher vielfach verkehrt, ihm die vortheilhafte Stelle habe zuweisen wollen. An die Nebenabsichten des Professors streifte keiner seiner Gedanken heran. Er ahnte nicht, daß Reinbeck in ihm ein auserkorenes Rüstzeug seiner Richtung und einen geeigneten Schwiegersohn erblickte.

Inzwischen war er bis zu einem geschmackvollen Hause gekommen, dessen kleiner Garten an die Promenade stieß. In diesem Hause wohnte die Schauspielerin Leonore Adenau. Möllen sah nach der Uhr, sie wies auf Drei; er konnte hoffen, daß die Schauspielerin bereits aus der Probe zurück sei.

Als er in das saubere und bequem eingerichtete Gemach eintrat, fand er die junge Dame eben damit beschäftigt, auf einer Maschine den Kaffee zu bereiten. Ihre Mutter, eine ältliche Dame mit freundlichem Antlitz, dessen Kummerfalten von früheren trüben Tagen erzählten, saß auf dem Sopha und strickte.

„Es ist schön, daß Sie kommen, Herr Möllen!"

rief Leonore, eine schlanke Brünette mit weniger schönen, als angenehmen Gesichtszügen, dem Eintretenden entgegen. „Wir sprachen soeben von Ihnen, und Mutterchen äußerte die Besorgniß, daß Sie krank sein möchten, weil Sie sich so lange nicht um uns bekümmert haben."

„Herr Möllen sieht in der That angegriffen aus!" versetzte die Mutter.

„Kommen Sie, trinken Sie eine Tasse Kaffee mit uns und erzählen Sie, was Ihnen auf der Seele liegt!" sagte Leonore freundlich.

Möllen setzte sich und erzählte das widrige Geschick, welches ihn betroffen. Daß Leonore die eigentliche Ursache seiner plötzlichen Entlassung gewesen war, wußte er selbst nicht; der Redakteur hatte ihm als Grund nur die persönliche Abneigung des Herrn von Fromhügel angegeben. Das Anerbieten des Professors Reinbeck verschwieg Möllen der Freundin nicht; er wußte, daß sie seinen Entschluß billigen würde. Als er geendet, sagte Leonore:

„Mein Gott! und deshalb diese Niedergeschlagenheit?

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt —

Oder auch im Kopfe! Sollte es wirklich so schwer

halten, sich mit Kenntnissen durch die Welt zu helfen, wenn man nur den Muth nicht verliert, nach mehreren vergeblichen Versuchen stets einen neuen zu wagen? Sie haben mannigfache Kenntnisse, welche Ihnen wenigstens ein leidliches Auskommen sichern, wenn Sie auch augenblicklich rathlos sind, wo Sie dieselben verwerthen sollen."

„Das Letztere ist es eben, was mir das Herz schwer macht, beste Freundin!" antwortete der Kandidat. „Auch unter den wissenschaftlich gebildeten Männern ist die Konkurrenz zu groß, um auf Kenntnisse und Fähigkeiten allein vertrauen zu können. Es gehört Glück, viel Glück dazu, und manchmal kommt es mir vor, als ob der Arbeiter, welcher vom Fleiß seiner Hände lebt, beneidenswerther wäre, als ein Mann, der sich vermöge seiner Bildung den Lebensunterhalt erwerben will; jener findet leicht einen Platz, welcher ihm die Existenzmittel gewährt; ist es nicht in dieser Branche, so ist es in jener; denn Hände sind noch immer ein gesuchter Artikel, aber Köpfe —"

„Wenn damit eine Hand verbunden ist, welche, wie die Ihrige, die Feder zu führen vermag, so sind auch solche Köpfe ein gesuchter Artikel! Lassen Sie uns einmal in Muße erwägen, was zu thun ist. Sie wissen, daß ich den Muth nicht so leicht verliere und

auch von der Zeit her, wo ich Musikunterricht, die Stunde zu wenigen Groschen, ertheilte, noch weiß, wie schwer es ist, sich bei der allgemeinen Konkurrenz über Wasser zu halten. Machen Sie nur kein so trübseliges Gesicht: ich kann Sie gar nicht so bekümmert und niedergeschlagen sehen!"

Leonore sah ihm bei diesen Worten freundlich in's Gesicht, und auch das Antlitz Möllens heiterte sich ein wenig auf. Er empfand eine leise Scham, wenn er bedachte, daß dieses junge Mädchen vom siebzehnten Jahre an sich und ihre Mutter, eine arme Lehrerswittwe, von dem mühsamen und kärglichen Ertrag, den sie durch Ertheilung von Musikstunden gewann, ehrlich und anständig durch's Leben gebracht hatte. Er stellte sich vor, wie die zarte Gestalt im rauhen Winterwetter durch den Schmutz der Straßen geeilt, wie sie unverdrossen treppauf, treppab gestiegen, geduldig sich das Geklimper talentloser oder träger Zöglinge angehört und doch die heitere Laune nicht verloren hatte. Er erinnerte sich der Erzählung von ihrer längeren Krankheit, wo der Verdienst fehlte, und Noth und Sorge an die Thür klopften, von der sie durch die Energie des rüstigen Mädchens bis dahin fern gehalten worden waren; er rief sich in's Gedächtniß zurück, wie die kaum Genesene durch verdoppelten Fleiß,

durch Musikstunden am Tage, durch feine Stickereien bis spät in die Nacht hinein die während ihrer Krankheit entstandenen Schulden zu tilgen bemüht gewesen. Auch die Zeit, während welcher sie sich für die Bühne vorbereitete und ihre Unterrichtsstunden äußerst beschränken mußte, hatte ihr Entbehrungen genug gebracht. Ihr erstes Engagement war ein an bittern Erfahrungen reiches, an Einkommen kärgliches gewesen. Angefeindet von einem ihr übelwollenden Kritikus, kühl aufgenommen von einem Publikum, welches die unfertigen Leistungen der Anfängerin nicht mit der Nachsicht würdigte, die ihr unzweifelhaftes Talent verdiente, hatte sie endlich von dem bankrutten Direktor nicht einmal ihre bescheidene Gage ausgezahlt erhalten — und auch jetzt war ihre Existenz noch keineswegs gesichert und sorgenfrei. Dennoch hatte sie die frohe Lebenszuversicht nicht verloren, aus den Kämpfen und Entbehrungen ihrer Jugend sich das Vertrauen an das Glück gerettet! Möllen schaute mit Bewunderung auf das junge Mädchen, das mit einer weiblichen Arbeit in der Hand sich eben an seiner Seite niedergelassen hatte.

„Mit einer hiesigen Zeitung ist es also nichts", nahm Leonore das Wort, „und wie Sie befürchten, wird es Ihnen auch nicht gelingen, auswärts anzukommen?"

„Ich befürchte es; denn das Gebiet der Politik liegt mir fern, und für die Feuilletons größerer Zeitungen finden sich meist renommirte Schriftsteller."

„Sie müssen selbst ein renommirter Schriftsteller werden!" sagte Leonore. „Ich glaube, Sie haben das Zeug dazu."

„Dies angenommen, wie viel Zeit gehört dazu, sich ein Renommée zu erwerben — und vor Allem wie viel Glück!"

„Wollen Sie denn das Glück völlig verabschieden? Da Sie in anderer Beziehung sich so wenig seiner Gunst erfreuten, wird es Ihnen doch endlich einmal lächeln. Was hat so viele Männer größer gemacht, als ihr Talent erwarten ließ? Der Glaube an ihr Glück! Lassen Sie diesen Glauben fahren, so ertödten Sie ihre Energie durch ein langsam wirkendes, aber sicheres Gift. Sehen Sie, wenn es so schwer hält, eine feste Stellung als Feuilletonist zu erlangen, so machen Sie es, wie manche meiner Fachgenossen, die nur als Gäste auftreten. Schicken Sie an verschiedene Zeitungen Artikel, der eine oder der andere wird doch Aufnahme finden. Sie erzählten mir neulich, daß einer Ihrer Kollegen sich gut dabei stünde — warum wollen Sie es nicht ähnlich machen?"

„Weil es mehr oder minder Maschinenarbeit wird,

und man sich unfehlbar früher oder später infolge dieses hastigen Arbeitens ausschreibt!"

„Ich will Ihnen noch einen andern Vorschlag machen. Sie theilten mir neulich eine reizende Anekdote mit, die sich vortrefflich zu einem kleinen einaktigen Lustspiel eignet. Arbeiten Sie die Idee aus! Ich habe nächstens mein Benefiz, und da mir die Wahl der Stücke freisteht, werde ich die Aufführung desselben veranlassen. Daß ich das Möglichste thun werde, ihm den Erfolg zu sichern, davon können Sie überzeugt sein. Gefällt es hier, so wird es Ihnen leicht ein Agent abkaufen, und Sie sind auf einige Zeit gesichert, können wenigstens mit Muße an eine neue Arbeit gehen. Den Stoff zu einer hübschen Erzählung theile ich Ihnen mit. Allmählich verschaffen Sie sich einen Namen in literarischen Kreisen, man wird sich Ihren Arbeiten gegenüber nicht mehr spröde verhalten — es wird schon gehen! Zunächst also machen Sie sich an das kleine Lustspiel! Mit der Arbeit wird der Muth kommen, und haben Sie erst diese Niedergeschlagenheit überwunden, so werden Sie noch bessere Auswege finden, als ich, die ich in diesen Verhältnissen zu wenig Erfahrung besitze, Ihnen angeben kann."

So plauderte Leonore munter fort; sie setzte ihm

auseinander, wie sie die weibliche Hauptrolle für sich am passendsten gehalten wünschte, in welcher Behandlung sie den meisten Erfolg zu erzielen hoffte, und so schwatzte sie einen großen Theil der Last, die ihn bedrückte, von seinem Herzen hinweg.

„Sollten Sie in irgend welche Bedrängniß gerathen", schloß Leonore, „so wissen Sie, daß ich einen kleinen Schatz gespart habe —"

„Aber Fräulein!" unterbrach sie Möllen.

„Still! Würden Sie Bedenken tragen, sich im Fall der Noth an Ihre Schwester zu wenden? Sehen Sie, ich betrachte mich als Ihre Schwester und hoffe, daß Sie zu mir nicht weniger Vertrauen haben werden, als wir zu fremderen Leuten in den Tagen hatten, da es uns schlecht ging. Sie wissen, daß ich Einiges zurückgelegt habe, um nächsten Winter in einer Theaterschule größere Rollen einzustudiren — ich kann also das Geld zunächst entbehren, und bis dahin sind Sie gewiß im Stande, mir dasselbe zurückzuerstatten. Es ist das nur eine schwache Revanche für die wolwollende Beurtheilung, die Sie mir stets in Ihren Recensionen zu Theil werden ließen!"

„Darin habe ich nur gesagt, worauf Sie durch Ihr Spiel Anspruch machen konnten!"

„Sie haben mir aber das Selbstvertrauen wiedergegeben, welches ich durch die herben Kritiken während meines ersten Engagements beinahe völlig eingebüßt hatte. O, die Lieblosigkeit des Urtheils schadet uns nicht blos in den Augen des Publikums, sie macht uns auch an uns selbst irre! Und nun kein Wort mehr! Ich betrachte die Angelegenheit als abgemacht. Damit Sie aber als völlig neuer Mensch, oder richtiger als der alte, selbstvertrauende unsere kleine Klause verlassen, will ich auch mit dem letzten Zauber nicht zurückhalten, der Ihre bösen Geister verscheucht."

Sie legte ihre Arbeit bei Seite und setzte sich an das kleine Klavier. Kraftvoll und energisch waren die Töne, die unter ihren geübten Fingern hervorquollen, ein Sturmmarsch, welchem die trüben Gedanken Möllens nicht Stand hielten.

Als er das kleine Haus verließ, da war ihm anders zu Muthe, als da er es betreten: die frische Lebenskraft hatte sich wieder emporgerafft; denn wie Zaghaftigkeit und Furcht ansteckend wirken, so erwecken auch Entschlossenheit und Muth die nämlichen Gefühle in der Brust Anderer.

Zwölftes Kapitel.

Die Briesenhoff'sche Familie gehörte zwar nicht zu jener Kategorie unbemittelter Adliger, welche für ihre Söhne Freistellen in Kadettenhäusern, für ihre unverheiratheten Töchter ein Unterkommen in irgend einem Fräuleinstift suchen; allein sie war keineswegs begütert genug, um mit ihren Einkünften ein ihrem Wappen gemäßes Leben führen zu können. Der Uebelstand, daß trotzdem, namentlich seit die Töchter heirathsfähig waren, ein großes Haus gemacht wurde, hatte den bis dahin wolgeordneten Stand der Finanzen mehr zerrüttet, als der äußere Anschein vermuthen ließ.

Der Graf war Offizier bei einem Reiterregimente gewesen; da er aber weder das Pulver erfunden, noch, außer bei Manövern und Schießübungen, jemals welches gerochen, so hatte er mit dem Majorsrang den Endpunkt seiner militärischen Laufbahn erreicht und sich in's Privatleben mit einer leidlichen Pension und einem hübschen Vermögen zurückgezogen. So lange die

Töchter noch nicht salonfähig waren, und der Sohn noch nicht bei der Garde stand, hatte der Graf von seinem Einkommen alljährlich noch etwas zurückgelegt. Er hatte in einer reizend gelegenen, ansehnlichen Provinzialstadt ruhig gelebt, mit den pensionirten Kameraden täglich seinen Whist oder l'Hombre gespielt, seine Flasche Wein getrunken, alte Soldatengeschichten zwanzigmal erzählt und ebenso oft andere angehört und sich seines Daseins gefreut. Während der Kindheit der Töchter hatte die Gräfin dieses Einerlei ertragen und in der Erinnerung an ihre ehemaligen, in der Residenz gefeierten Triumphe geschwelgt. Als aber Kornelia, die älteste Tochter, in die Jahre kam, wo es geboten erschien, ihre große Anzahl Ahnen von mütterlicher und väterlicher Seite mit ebensoviel anderen Ahnen in Verbindung zu bringen, bekam die Gräfin diese ideellen Genüsse überdrüssig: sie wollte zu den längst vertrockneten Lorbeeren frische sammeln, und wenn ihr dieselben auch nur infolge der Reize der Tochter in's Haus gebracht wurden.

Auf ihr fortwährendes Drängen war der Graf nach der Residenz übergesiedelt; man hatte ein prächtiges und kostspieliges Quartier in einem sehr eleganten Stadtviertel gemiethet, viel Dienerschaft und eine Equipage gehalten, große Gesellschaften besucht und

große Gesellschaften gegeben, bei keinem Vergnügen gefehlt, mochte es auch noch so theuer sein, kurz, so gelebt, als ob das Einkommen mindestens viermal größer wäre. In der That hatte es die Gräfin erreicht, daß ihr Salon zu den gesuchtesten in der Residenz gehörte, daß namentlich junge Offiziere aus- und eingingen, und man noch Tage lang von ihren Soiréen und Bällen sprach; denn man amüsirte sich, dinirte und trank prächtig bei Briesenhoffs. Aber wie denn oft ein eigener Unstern über den Töchtern solcher glänzenden Familien waltet, so fand auch die schöne Kornelia zwar Anbeter in Menge, aber keinen Mann. Nachdem dieses luxuriöse Leben etwa vier Jahre gedauert, ohne daß der Zweck der Gräfin erreicht worden war, gab sie endlich dem unzufriedenen Drängen ihres Mannes, der mehr als einmal ihr die Unmöglichkeit eines derartigen Haushalts vorgestellt, nach und fügte sich in seinen Entschluß, die Residenz zu verlassen. Ihre Nachgiebigkeit fiel ihr um so weniger schwer, weil die zweite Tochter Agnes nicht im Entferntesten mit Kornelia an Schönheit sich messen konnte und also wenig Aussicht bot, die Heirathsmaßregeln ihrer Mutter doch als zweckgemäße zu erweisen.

Nur einmal bereute sie ihre Fügsamkeit und wußte auch ihren Mann zu einer Verlängerung des Aufent-

halts in der Residenz zu bestimmen. Das war zu der Zeit, als der junge Baron von Kramsdorff das gräfliche Haus zu besuchen begann, und man aus seinem öfteren Verkehr auf das Emporkeimen einer zarten Neigung für Agnes schloß. Die Gräfin, ewig mit Heirathsprojekten für ihre Töchter beschäftigt, hielt es für unklug und grausam, der minder glänzenden Agnes die Gelegenheit zu einer standesgemäßen Partie aus krämerhaften Geldrücksichten zu entziehen. Man blieb. Als aber der junge Baron eines Tages verlauten ließ, sein Vater wünsche ihn in seiner Nähe zu haben, und von der Wahrscheinlichkeit einer baldigen Versetzung nach der Hauptstadt der andern Provinz sprach, da erkannte die Gräfin als kluge Frau, daß es nun geeignet sei, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: dem unzufriedenen, ewig über die großen Geldausgaben klagenden Gemahl den Willen zu thun und den Freier der Tochter festzuhalten — und man kehrte der Residenz den Rücken.

Beinahe einen Monat befand sich die Familie in ihrem neuen Wohnort; der April, der noch ziemlich winterlich gewesen war, neigte sich seinem Ende zu.

Das Diner in dem Briesenhoff'schen Hause war beendet. Der Graf begab sich mit dem Weinglas und der noch nicht völlig geleerten Flasche in sein

Zimmer. Er liebte es, den Rest des Weins gemächlich bei einer Havanna zu schlürfen. Kaum hatte er sich behaglich auf dem Sopha niedergelassen, als die Gräfin eintrat.

„Es ist mir zwar unangenehm, „Dich zu inkommodiren, lieber Edgar“, begann sie, allein ich brauche Geld!“

„Aber Konstanze, schon wieder?“ sagte der Graf unwirsch. „Ich bezahle alle Extra-Ausgaben, und Du bist schon immer mit Deinem Gelde zu Ende, ehe der Monat zur Hälfte vergangen ist. Ich weiß nicht, was für ein Ende das nehmen soll!“

Er schlürfte nach diesen Worten mit vielem Genuß sein Glas aus und goß ein neues ein. Die Gegenantwort der Gräfin unterblieb, denn in demselben Augenblick trat der Diener, welcher dem Grafen den Kaffee brachte, ein. Als er sich entfernt hatte, fuhr der Graf fort:

„Du weißt, daß uns das Leben in Berlin fast die Hälfte unseres ohnehin nicht ansehnlichen Vermögens gekostet hat, während ich vorher immer noch etwas zurücklegen konnte. Ich hatte geglaubt, das würde hier anders werden, aber ich finde, daß wir auf dem besten Wege sind, in derselben Weise fortzuwirthschaften und uns zu ruiniren.“

Und wiederum schlürfte er sein Glas leer und schenkte den Rest ein.

„Aber ich bitte Dich, Edgar", sprach die Gräfin mit einem leisen Anflug von Entrüstung, „Du sprichst gerade so, als ob ich eine Verschwenderin wäre, und doch haben wir erst eine einzige und noch dazu wenig zahlreiche Gesellschaft gegeben!"

„Wir sind auch erst einen Monat hier, und die Saison ging bereits zu Ende! Aber ich finde, daß wir wiederum eine solche Masse von Bekanntschaften angeknüpft, eine so große Anzahl von Gesellschaften besucht haben, daß ich eine Erwiderung in gleichem Maßstabe nicht durchsetzen kann. Wir haben auf's Neue eins der elegantesten und theuersten Quartiere an dem schönsten Platz der Stadt gemiethet, welches unsern Mitteln durchaus nicht angemessen ist —"

„In einer Winkelgasse können wir nicht wohnen!" unterbrach ihn die Gräfin unwillig.

„Es giebt eine Mittelstraße!" versetzte der Graf ruhig. „Wir sehen eine Menge gleichgiltiger Gesichter bei uns und suchen ebenso gleichgiltige Menschen auf —"

„Wir können doch nicht mit Dir in Deine Weinstube gehen oder wie im Kloster leben!" rief die Gräfin halb in Verzweiflung.

„Das sollt Ihr nicht! — Kurz, während wir bei einiger Einschränkung von meiner Pension und den Zinsen des uns verbliebenen Vermögens recht gut leben könnten, geht immer ein Tausend nach dem andern hin, und wenn wir's den nächsten Winter so forttreiben, wie es dieser eine Monat verspricht, so wird uns schließlich von unserem Vermögen gar nichts bleiben."

Mit der Ruhe eines Stoikers leerte er das Glas und machte sich an den Kaffee.

„Aber ich bitte Dich, Edgar, welche Uebertreibung! Du geberdest Dich gerade so, als ob wir uns schon nach den Bettelstäben umsehen müßten!" sagte die Gräfin in vorwurfsvollem Tone.

„Unmöglich ist es nicht! Und weshalb wird all dieser unkluge Aufwand gemacht? Blos weil Du glaubst, auf diese Weise unseren Töchtern glänzende Heirathen zu ermöglichen — und ich könnte ihnen kaum eine anständige Aussteuer mitgeben, selbst wenn Du Dein Ziel erreichtest. — Der Mißerfolg Deiner Bemühungen in Berlin hätte Dich eines Besseren belehren sollen!"

„Ich dächte, der Erfolg spräche für mich!" antwortete die Gräfin mit stolzem Selbstbewußtsein auf die Anklagen ihres Gemahls. „Der junge Krams-

dorff verkehrt reger denn je in unserem Hause; der junge Herr von Fromhügel fängt an, ein eifriger Besucher unserer kleinen Abendgesellschaften zu werden, und sein Interesse für Kornelia ist über allen Zweifel erhaben. Er ist zwar von ganz jungem Adel, aber sehr reich — ich glaube, diese beiden jungen Männer sind Partien, welche mein Verfahren, bescheiden ausgedrückt, einigermaßen rechtfertigen."

„Um so demüthigender wird es für uns sein, wenn sie wirklich ernste Absichten hegen, zu erklären, daß unsere Töchter, streng genommen, arme Mädchen sind."

„Sie lieben die Mädchen um ihrer selbst willen und haben nicht nöthig, auf eine reiche Mitgift zu sehen! Edgar, Du hast mir so oft nachgegeben —"

Der Graf seufzte. Die Gräfin überhörte diese Gefühlsäußerung und fuhr fort:

„Schon als Du noch Rittmeister warst, war es ein gewöhnlicher Soldatenscherz, daß ich eigentlich die Schwadron kommandirte —"

„Das ist etwas lange her, Konstanze!"

„Aber es wäre undankbar von Dir, wenn Du bereits vergessen hättest, wie nützlich Dir in mancherlei Beziehungen mein Rath gewesen ist. Folge mir auch diesmal! Ehe Olga und Marie heranwachsen, ver-

gehen einige Jahre; wenn sich erst Kornelia und Agnes verheirathet haben, so tritt eine Pause ein, während welcher wir uns einschränken wollen. Jetzt plötzlich damit anfangen, hieße nahe dem Hafen absichtlich auf ein Riff auffahren, — wir würden unfehlbar zum Stadtgespräch werden, und Kramsdorff und Fromhügel würden wegbleiben. Es geht schon, wenn Du willst. Und nun gieb mir einiges Geld — die Mädchen gehen heut Abend in's Theater, und ich erwarte diesen Nachmittag ihren neuen Spitzenüberwurf."

Und der Graf gab wie immer nach und händigte ihr, wenn auch mit schwerem Herzen, die verlangte Summe ein. Mit einem Kuß verließ die Gräfin ihren Gatten.

Inzwischen saß Irene mit Agnes in dem allgemeinen Gesellschaftszimmer. Kornelia hielt ihr übliches Mittagsschläfchen, eine Gewohnheit, die noch aus der Zeit stammte, wo sie allabendlich bis spät in die Nacht hinein in Gesellschaft war und die fehlende Nachtruhe auf diese Weise ersetzte. Die jüngeren Mädchen waren zu einem Kaffee eingeladen.

„Sagen Sie, liebe Irene", begann Agnes und schlang ihren Arm vertraulich um den Leib der Erzieherin,

„glauben Sie wol, daß Herr von Kramsdorff meinetwegen so oft unser Haus besucht, daß er mich liebt?“

„Warum zweifeln Sie daran, Comteß?“ erwiderte Irene, durch die Frage in Verlegenheit gesetzt.

„O bitte, nicht dieses steife: Comteß! die Mama und Kornelia sind nicht zugegen — weshalb nennen Sie mich nicht Agnes, worum ich Sie so oft bat? — Warum ich zweifle? Mama neckt mich zwar oft mit ihm, versichert mir auch häufig im Ernst, daß er meinetwegen komme, daß ich durchaus keine Spur meines abscheulichen, kindischen Wesens in seiner Gegenwart an den Tag legen dürfe, und doch glaube ich nicht, daß er mich liebt. Er beschäftigt sich so wenig mit mir; er ist höflich gegen mich, wol auch freundlich, aber — sind Sie einmal geliebt worden, beste Irene? Antworten Sie mir offen — mir liegt viel daran!“

„Nein, liebe Agnes. Wenigstens weiß ich nichts davon!“ entgegnete Irene, — und ein leiser Schatten flog über ihre schönen Züge.

„Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie danach fragte!“ sagte Agnes theilnehmend, als sie die Trauer in dem Antlitz der Erzieherin bemerkte. „Ich wollte nur erfahren, ob derjenige, der Sie geliebt, Ihnen nach einer halbjährigen Bekanntschaft ebenso gleich-

mäßig höflich und artig, aber ohne jegliche Aeußerung einer zärtlicheren Empfindung, gegenübergestanden hat, wie mir Guido von Kramsdorff. Ich finde sein Verhalten, was mich anlangt, jetzt nicht anders, als damals, wo ich ihn zum ersten Mal sah."

Irene bewunderte den richtigen Instinkt des jungen Mädchens — und schwieg. Sie wußte, daß Agnes den hübschen Offizier zärtlich liebte, und wollte ihr durch die Bestätigung ihrer Wahrnehmung nicht wehe thun.

„Er spricht mit mir so selten", fuhr das Mädchen niedergeschlagen fort; „wie oft und mit welcher Vorliebe wendet er sich an Sie! Dann zittert seine Stimme leise, und seine Augen leuchten!"

Irene erröthete leise, Agnes bemerkte es nicht.

„Ich habe auch oft gedacht, liebe Irene, daß er eigentlich nur Ihretwegen herkommt; ich sagte dies auch Mama, diese aber nannte es einen sonderbaren Einfall und lachte. „Ein Kramsdorff und eine bürgerliche Erzieherin, welche noch dazu mehrere Jahre älter ist, als der junge Mann — eine kostbare Idee von meiner kleinen Agnes! „Dies waren ihre Worte. Sie wissen, Mama hat bisweilen eigenthümliche Ansichten über das Mögliche und Unmögliche — und adlig und bürgerlich sind in ihren Augen

Gegensätze, wie Wasser und Feuer. Ich aber lasse es mir nicht ausreden, daß er nur Ihretwegen kommt, und ich verdenke es ihm nicht, obwol es mir weh thut, daß ich ihm so wenig bedeute."

Das junge Mädchen lehnte sich leise an die ältere Freundin, die mit theilnehmendem Blicke in das traurige, sanfte, fast noch kindliche Gesicht an ihrem Busen hinabsah. Eben wollte sie der Comteß einige Hoffnungsworte tröstend zuflüstern, als der Bediente mit einem Packet eintrat, welches Spitzenmantillen zur Auswahl enthielt und eben abgegeben worden war.

Bald darauf traten auch die Gräfin und Kornelia ein, die Erstere heiter und zufrieden mit dem eben erzielten Erfolge, Kornelia mit etwas verschlafenem und mismuthigem Gesicht — sie war übel gelaunt, daß die Ankunft der Spitzenmantillen sie um einen Theil ihres Nachmittagsschlafes gebracht hatte. Die Gräfin und die Töchter machten sich an die Prüfung des Packets.

„Ich finde nicht, daß etwas Besonderes darunter ist!" sagte Kornelia mit halbem Gähnen, nachdem sie flüchtig die einzelnen Stücke betrachtet hatte.

„Mir, liebe Kornelia, kommen einige recht hübsch vor!" machte Agnes geltend.

„Dein Geschmack, liebes Kind, ist noch etwas naturwüchsig!“ bemerkte Kornelia überlegen. Die Mantillen sind, so viel ich bei einer kurzen Musterung bemerkte, durchaus gewöhnlich, und ich habe darin einen scharfen Blick.“

„Ihr müßt sie einzeln umnehmen!“ entschied die Gräfin. „Oder noch besser, Sie, liebe Irene, lassen sich dieselben umgeben.“

Um die schönen, vollen Lippen der Erzieherin zuckte flüchtig und unbemerkt ein bitteres Lächeln; allein sie trat heran und ließ sich die einzelnen Mantillen der Reihe nach umhängen. Sehr geraume Zeit hatte diese Prüfung, durch verschiedene Bemerkungen der Gräfin und ihrer Töchter in die Länge gezogen, gewährt; Agnes hatte bereits eine Mantille gewählt, Kornelia schwankte noch zwischen dreien, welche Irene immer und immer wieder abwechselnd umlegen mußte.

„Ich muß gestehen“, sagte sie, „für recht apart halte ich keine; etwas ganz Feines bekommt man hier nicht — in Berlin wäre mir die Auswahl nicht so schwer gefallen.“

Die Gräfin, welche in Geschmackssachen die Autorität der Tochter anerkannte, gab ihr Recht, machte aber geltend, daß man schwerlich etwas Besseres finden möchte. Und von Neuem ging es an ein Mustern.

In demselben Augenblick trat der Bediente ein und sagte, von der Gräfin durch ein „Was giebt's?" zum Reden aufgefordert:

„Ein Herr Doktor Tiefenbach läßt fragen, ob er Fräulein Irene sprechen könne."

„Ihr Bruder?" wandte sich die Gräfin an Irene; diese bejahte es.

„Führen Sie den Herrn nach des Fräuleins Zimmer und ersuchen Sie ihn, sich einige Augenblicke zu gedulden!" befahl Kornelia.

Nach ungefähr einer Viertelstunde war Irene von ihrer lästigen Aufgabe erlöst, wenige Sekunden später lag sie in des Bruders Armen.

„Welchem Umstande verdanke ich die Freude, Dich so unvermuthet wiederzusehen?" fragte Irene.

„Einem Todesfall in der Familie meines Prinzipals", erwiderte der Doktor.

„Die alte Dame ist doch nicht etwa gestorben?" fragte Irene hastig.

„Nein, ihr Schwiegersohn, der General von Oltitz. Er erhielt im vorigen Herbst im Duell mit seinem Adjutanten eine lebensgefährliche Verwundung und ward scheinbar davon hergestellt; allein vor Kurzem ist die Wunde wieder aufgebrochen und der General gestorben. Er wollte in

diesem Sommer zu seiner völligen Heilung ein Bad besuchen."

„Was hat das mit Deiner Reise zu thun?" fragte Irene.

„Die Generalin kehrt auf das Gut ihrer Mutter zurück, und ich hole sie hier ab! Zugleich habe ich noch einige Fabrikangelegenheiten in Ordnung zu bringen."

„Ich finde es doch eigenthümlich, daß der Bruder die Schwester nicht selbst abholt. War er denn nicht bei dem Begräbniß seines Schwagers?"

„Nein; gerade in dieser Zeit war er sehr unpäßlich — und er ist auch jetzt noch nicht ganz wol. Uebrigens war seine Anwesenheit nicht so nothwendig, da Frau von Oltitz zwei Neffen ihres Mannes zum Beistand bei sich hatte. Bis hierher ist sie mit einer Freundin, einer Gräfin Hohenstern, gereist; von hier wird sie unter meinem Schutz nach Mangwitz zurückkehren."

So war denn das Gespräch bei den Verhältnissen angelangt, welche Irene besonders interessirten. Der Bruder mußte ihr seine Beschäftigung schildern, von den Personen erzählen, mit welchen er in Berührung kam, insbesondere von der Kramsdorff'schen Familie, so weit er sie kannte.

„Ich kenne nur ein Mitglied derselben, Guido von Kramsdorff", sagte Irene. „Briesenhoffs haben zwar Visite gemacht, und der Baron hat dieselbe auch erwidert, allein dabei ist es verblieben; ich selbst habe bei dieser Gelegenheit unsern Onkel nicht gesehen. Die Comtessen sind zwar sehr begierig, mit Virginie zu verkehren, es scheint sich aber keine passende Gelegenheit zur Anknüpfung einer Bekanntschaft zu finden, da unser Onkel weder Gesellschaften giebt, noch welche besucht."

Tiefenbach erkundigte sich nach Guido.

„Er ist liebenswürdig und bescheiden und muß ganz das Gegentheil von seinem älteren Bruder sein", erwiderte Irene. „Er hat viel geistiges Interesse, insbesondere für Geschichte. Seine Kameraden nennen ihn scherzhaft den Studenten; er hat in Berlin einen Cyklus historischer Vorlesungen mit großem Eifer besucht und soll auch die Absicht haben, hier ein Kolleg über Geschichte anzuhören; außerdem beschäftigt er sich privatim viel mit dieser Wissenschaft und vermeidet das geistlose Schlaraffenleben, welches so viele seiner Kameraden führen. Das hat ihm den Namen des Studenten eingetragen."

„Eine Seltenheit bei einem Kramsdorff", sagte Tiefenbach halb scherzend.

„Hast Du denn den Kramsdorff so völlig ausgezogen, Richard?“ fragte die Schwester.

„Wenigstens was von junkerhaften Neigungen an demselben klebt; die trefflichen Eigenschaften der Kramsdorff glaube ich freilich gewahrt zu haben“, versicherte Richard mit Selbstbewußtsein.

„Aber nach Jemand hätte ich beinahe zu fragen vergessen, und das würde mir mein Bruder, so gut er auch sonst ist, schwerlich verziehen haben“, begann Irene wieder. „Was macht denn die liebenswürdige Pfarrerstochter?“

„Die wird nächstens ihren Vetter Amandus Kurz, einen sehr strengen Geistlichen in dieser Stadt, heirathen. Ich halte ihn für einen geriebenen Fuchs und vollendeten Heuchler, der sich schon die besten Trauben vom Stocke schneiden wird. Sie macht in gewissem Sinne eine gute Partie; denn über schlechte Stellen dürfen sich Herren von seiner Art selten beklagen. Ja, er hat sogar, wie mir die Frau Pastorin neulich nach der Kirche mit großem Stolz mittheilte, sehr viel Aussicht, in eine außerordentliche Professur an der hiesigen Universität berufen zu werden. Das Mädchen paßte nicht für mich; es mangelte ihr an Charakterfestigkeit und an jenem wahrhaft weiblichen Sinne,

welcher nach dem Manne und nicht blos nach der Stellung, die er bekleidet, fragt."

So bewegte sich das Gespräch der beiden Geschwister um Alles das, was ihnen nahe lag. Als nach Verlauf von anderthalb Stunden Tiefenbach seine Schwester verlassen wollte, da hatten Beide trotzdem die Empfindung, als ob sie sich noch lange nicht Alles mitgetheilt, was ihre Seelen erfüllte, als ob sie einander noch mancherlei zu fragen hätten.

„Nun, liebe Irene", sagte Tiefenbach und schloß das reizende Mädchen in seine Arme, „halte muthig aus, trotz mancher Unannehmlichkeiten, welche Dir hier fast täglich aufstoßen, und vergiß nicht, daß alle Demüthigungen, welche uns ohne eigenes Verschulden treffen, nur scheinbar Demüthigungen sind. Habe ich auch nicht unter dem Dünkel meiner Vorgesetzten zu leiden, wie Du, so bringt mir doch meine Berufsthätigkeit, der nothwendige Verkehr mit den verschiedensten Menschen Unannehmlichkeiten genug, von welchen Du in diesem Kreise keine Ahnung hast. Schwächen Anderer müssen wir in jeder Lebensstellung ertragen und uns durch dieselben die Freude am Leben nicht verkümmern lassen. Seine Pflicht, auch wenn sie drückend ist, doch treu und redlich erfüllen, das ist ein Zeichen des gesunden Sinnes,

welcher die Menschheit in den verschiedensten Phasen der Entwickelung zusammengehalten und vorwärts gebracht hat. Und wenn es auch bisweilen erscheint, als ob dieser gesunde Sinn selten zu finden wäre, so ist er doch atomenweise zerstreut, und diese Atome haben in ihrer Vereinigung all das Gute gewirkt, was je geleistet worden ist. Der einzelne Mensch aber, der auf seinem Platze, sei er auch noch so unbedeutend, diesen gesunden Sinn bethätigt, trägt zur Erhaltung des Ganzen das Seinige redlich bei. Dazu laß auch uns beisteuern, laß uns diese Aufgabe, welche wir frühzeitig in gesunden, wenn auch schweren Verhältnissen begreifen gelernt haben, nicht dadurch zu einer drückenden werden, daß wir unsern Neigungen Macht über unsere bessere Erkenntniß einräumen und noch einen Rest von jenen selbstsüchtigen Vorurtheilen, welche an unser Stammschloß erinnern, festhalten. Denn wie wir das letzte Anrecht, welches wir an unseren Ahnensitz haben könnten, durch Annahme eines bürgerlichen Namens aufgegeben haben, so müssen wir auch frei sein von allen Ansprüchen, welche wir etwa von unserer Abkunft herleiten könnten!"

„Ich wünschte, ich könnte mich öfter mit Dir aussprechen, Richard; ich würde mich in Vieles leichter

finden! Kommst Du vor Deiner Abreise nicht noch einmal zu mir?"

„Es wird schwer angehen. Ich habe eine Anzahl Geschäfte zu erledigen, und morgen gegen Mittag reise ich bereits mit der Generalin zurück. Morgen früh würde ich Dich in Deinen Unterrichtsstunden stören müssen, und es ist fraglich, ob Briesenhoffs dies gern sehen würden."

„Du hast Recht!" versetzte Irene und geleitete den Bruder durch den Korridor.

Als sie die Entreethür öffnete, kam Guido von Kramsdorff eben die Treppe herauf. Sobald er die beiden Geschwister erblickte, grüßte er höflich und sagte:

„Gewiß Ihr Herr Bruder, Fräulein Irene!"

Irene stellte die beiden jungen Männer einander vor. Ueber die Gesichtszüge Guido's zog ein strahlendes Lächeln; man sah ihm die Freude an, welche er über die eben gemachte Bekanntschaft empfand — es war eine jugendliche Freude. Auch Tiefenbach empfand Wolgefallen an seinem Vetter, dessen Wesen ursprüngliche Kraft, Frische des Gemüths und eine anmuthende Natürlichkeit verrieth.

„Sie hatten gewiß die Absicht, auch meinen Vater zu besuchen?" sagte der Offizier.

Tiefenbach lächelte — dies Lächeln strafte die Vermuthung Guido's Lügen.

„Nicht?" fragte der Offizier. „Um so besser ist es, daß ich Sie traf! Mein Vater würde es gewiß schmerzlich empfinden, wenn er Ihnen nicht persönlich für die Bemühungen danken könnte, welchen Sie sich in der bewußten Diebstahlsangelegenheit unterzogen haben. Ein Stündchen werden Sie schon opfern können, und wär's auch nur unserer jungen Bekanntschaft wegen, über welche ich, offen gestanden, äußerst erfreut bin."

Tiefenbach versicherte, bewogen durch den Enthusiasmus des jungen Vetters, etwas Aehnliches und fühlte sich im Grunde genommen auch zu dem jungen Offizier hingezogen.

„Aber ich sehe, daß Sie im Begriff sind, der Frau Gräfin und den Comtessen einen Besuch zu machen", sagte Tiefenbach. „Ich würde mir einen Vorwurf machen, wenn ich Sie davon abhielte."

„O, ich verkehre hier so oft", entgegnete Guido, „daß ich schon einmal wegbleiben kann. Fräulein Irene" — setzte er erröthend hinzu — „wird nicht verrathen, daß ich so unmittelbar vor der Thür Kehrt machte."

Irene drohte lächelnd mit dem Finger, und die jungen Männer entfernten sich.

Als die Erzieherin in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte, hatte die Gräfin mit Kornelia dasselbe bereits verlassen. Agnes lehnte am Fenster und starrte sinnend hinaus. Sie hatte Guido von Kramsdorff mit Tiefenbach eben aus dem Hause treten sehen und schloß daraus, daß der junge Offizier dem Bruder Irenens zu Liebe den beabsichtigten Besuch aufgegeben habe. Ein Schatten von Traurigkeit lag in ihrem Antlitz, als sie, durch Irenens Eintritt aus ihrem Nachdenken aufgescheucht, sich umwandte. Allein sie faßte sich schnell; sie wollte die Freundin, welche so freudestrahlenden Gesichts eintrat, nicht merken lassen, wie schmerzlich sie die Umkehr Guido's berührt hatte.

Ende des zweiten Bandes.

Buchwald, Otto

Gesunde Naturen Roman von Otto Buchwald

Bd.: 2

Hannover 1871